MERIAN

HEFT 5

IX

WIEN

Wiener MERIAN-Brevier

Gartenportal vor dem Oberen Belvedere

Geschichtliche Daten, synchronoptisch dargestellt

Um 15 v. Chr. – in diesen Jahren wird Armin der Cherusker geboren – wird die Donau Grenze des Römischen Reiches; einige Jahrzehnte später gründen die Römer das Militärlager Vindobona, an dessen Stelle sich später die Stadt Wien entwickeln sollte.

180 n. Chr. stirbt in Vindobona der römische Kaiser Marc Aurel.

493 – Theoderich errichtet in Italien das Ostgotenreich – wird Wien zum letztenmal in einer antiken, im Jahr 881 zum erstenmal wieder in einer frühmittelalterlichen Schriftquelle genannt.

Im 12. Jahrhundert – von 1152 bis 1190 regiert Friedrich Barbarossa – machen die Babenberger Herzöge „Wienne" zu ihrer Residenz, nachdem 1156 die Ostmark von Bayern abgetrennt worden ist.

1221 – fünf Jahre bevor Lübeck Freie Reichsstadt wird – erhält Wien das Stadtrecht.

1282 – vier Jahre nach der Schlacht auf dem Marchfeld – wird Wien Residenz der Habsburger.

1365 – siebzehn Jahre nach Gründung der ersten deutschen Universität in Prag – ruft Herzog Rudolf IV. die Wiener Universität ins Leben.

1438 – fünfzehn Jahre vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken – gelangen die Habsburger in den dauernden Besitz der römisch-deutschen Kaiserkrone: Wien bleibt bis 1806 ständige Kaiserresidenz.

1529 – in Speyer protestieren die evangelischen Reichsstände gegen die Durchführung des Wormser Ediktes – wird Wien von den Türken zum erstenmal belagert.

1683 – die Türken vor Wien

1683 – Prinz Eugen von Savoyen tritt als 20jähriger Offizier in kaiserliche Dienste – belagern die türkischen Heere Wien zum zweitenmal.

1806 verzichtet Franz II. auf die römisch-deutsche Kaiserwürde: Wien wird Haupt- und Residenzstadt des Erbkaisertums Österreich (bis 1918).

1815 findet der „Wiener Kongreß" statt, auf dem nach dem Sieg über Napoleon eine Neuregelung der politischen Verhältnisse in Europa versucht wird.

Am 20. Dezember 1857 – ein Jahr nach der Beendigung des Krimkrieges – ordnet Kaiser Franz Joseph die Schleifung der Basteien an: die Entwicklung Wiens zur modernen Großstadt beginnt.

Sehenswerte historische Bauten

STEPHANSDOM (I. Bezirk), im 13. Jh. Pfarrkirche, seit 1364 Kirche des von Rudolf IV. gestifteten Kollegiatkapitels, seit 1469 bischöflicher, seit 1723 erzbischöflicher Dom. Die zwischen 1304 und 1511 erbaute und in ihrer Westfront noch Teile des romanischen Vorgängerbaues enthaltende Kirche ist das bedeutendste Bauwerk der Gotik in Österreich; ihr Südturm, der „Steffel", ist das Wahrzeichen Wiens. Im Innern ist das 1467–1513 von N. G. van Leyden errichtete Hochgrab Friedrichs III. und die 1514/15 von A. Pilgram errichtete Kanzel besonders bemerkenswert.

AUGUSTINERKIRCHE (I.), im wesentlichen 1330 bis 1339 als gotische Hallenkirche erbaut, seit 1634 Hofpfarrkirche; daneben die Georgskapelle (um 1340).

BURGKAPELLE (I., Hofburg), mit beachtenswerten gotischen Pfeilerfiguren im Innern (1447–1449).

FRANZISKANERKIRCHE (I.), der einzige in Wien noch erhaltene Kirchenbau der Spätrenaissance (1603 bis 1611).

EHEMALIGE JESUITENKIRCHE am Hof (I.), gotische, im 17. Jahrhundert barockisierte Anlage mit Fassade von C. A. Carlone.

JESUITENKIRCHE (Universitätskirche), (I., Dr.-Ignaz-Seipel-Platz), einschiffige Saalkirche mit Seitenkapellen 1627–1631 erbaut, 1703 bis 1705 von A. Pozzo umgestaltet.

KAPUZINERKIRCHE (I., Neuer Markt), erbaut 1622–1632, mehrfach erneuert. Unter der Kirche befindet sich die Kaisergruft, in der seit dem Jahre 1633 die Kaiser aus dem Hause Habsburg bestattet wurden.

MARIA AM GESTADE (I., Salvatorgasse), reizvoller gotischer Bau des 14. und 15. Jhs. mit siebeneckigem Turm, der von einer durchbrochenen Maßwerkhaube bekrönt ist.

Selbstbildnis Meister Pilgrams an der Kanzel im Stephansdom

MICHAELERKIRCHE (I.), der bedeutendste spätromanische Bau in Wien, in den Hauptteilen aus dem 13. Jh. stammend.

EHEMALIGE MINORITENKIRCHE (I.), große gotische Hallenkirche des 14. Jahrhunderts; beachtenswerte Westportale.

PETERSKIRCHE (I.), an Stelle einer spätrömischen oder frühmittelalterlichen Kirche als Zentralbau mit Kuppel und kurzen, schräggestellten Türmen 1702–1708 von Johann Lukas von Hildebrandt errichtet.

RUPRECHTSKIRCHE (I.), reizvolles romanisches Kirchlein des 11. und 12. Jhs.

SCHOTTENKIRCHE (I., Freyung), um 1155 gegründet; im Schottenkloster Gemäldesammlung.

KARLSKIRCHE (IV.), der bedeutendste barocke Kirchenbau Wiens und vielleicht ganz Österreichs, erbaut 1716–1739 von Johann Bernhard und Joseph Emanuel Fischer von Erlach; großer ovaler Zentralbau mit zwei niederen Türmen, zwei Triumphsäulen und beherrschender Kuppel; Kuppelfresko von J. M. Rottmayr.

PIARISTENKIRCHE MARIA TREU (VIII., Jodok-Fink-Platz), als barocker Zentralbau 1716–1753 errichtet; prachtvolle Gewölbefresken von F. A. Maulbertsch (1752–1753).

EHEMALIGE BÖHMISCHE HOFKANZLEI (jetzt Sitz des Verfassungs- und Verwaltungsgerichtshofes), (I., Wipplingerstr. 7), erbaut um 1708–1714 von J. B. Fischer von Erlach, 1752–1754 erweitert.

(Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite)

Einzelpreis 3,20 DM, im Abonnement 2,60 DM zuzüglich Zustellgebühr

MERIAN

DAS MONATSHEFT DER STÄDTE UND LANDSCHAFTEN

9. JAHRGANG · HEFT 5 · WIEN

INHALT

HERBERT EISENREICH: Talent zum Glück 3
FRED HENNINGS: Festung – Residenz – Weltstadt 8
ANTON MACKU: St. Stephan 13
BRUNO GRIMSCHITZ: Barocke Repräsentation 18
ARTHUR-HEINZ LEHMANN: Die Heimkehr der Lipizzaner. . . . 27
ERWIN H. RAINALTER: Goldene Worte und ein Kompliment 30
BRUNO THOMAS: Schatzkammer der Kunst 35
ALEXANDER WITESCHNIK: Musik aus Wien erobert die Welt . . 41
FRIEDRICH SCHREYVOGL: Dramatiker der Seele, Magier der Bühne 49
BRUNO BREHM: Der Wienerwald 51
ANEKDOTEN UND KLEINE GESCHICHTEN 61
HEINZ SCHEIBENPFLUG: Fast eine Weltanschauung 61
VIENNA GLORIOSA 66
OTTO ROMMEL: Vom Hanswurst zur Volkskomödie 72
ANN TIZIA LEITICH: Mit der Nadel gemalt 77
MAX MELL: Der weiße Apollo 82
KARL BEDNARIK: Kunst zwischen den Ismen 87
SO STEHT ES NICHT IM BAEDEKER 93
BEMERKUNGEN 100

1956

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG · HAMBURG

TALENT ZUM GLÜCK

MEDITATIONEN ÜBER WIEN

Herbert Eisenreich, geboren am 7. Februar 1925 in Linz, kam mit zehn Jahren nach Wien, ging hier zur Schule und studierte – nach überstandenen Kriegsjahren – an der Rudolphina. 1951 veröffentlichte er die Erzählung „Einladung, deutlich zu leben", 1953 den Roman „Auch in ihrer Sünde". Mit diesen beiden Werken sowie zahlreichen Erzählungen, Hörspielen, Gedichten, Aufsätzen und Kritiken, die in Zeitschriften erschienen bzw. vom Funk gesendet wurden, hat sich Herbert Eisenreich, der im Jahre 1954 den Erzählerpreis des Süddeutschen Rundfunks und 1955 den Hörspielpreis von Radio Bremen erhielt, in die erste Reihe der jüngeren deutschsprachigen Schriftstellergeneration gestellt. Seit 1952 lebt er in Stuttgart.

Man hört den Namen dieser Stadt, und schon fallen klappernd die Assoziationen wie hintereinandergestellte Dominosteine, deren ersten man gegen den zweiten kippt: Deutschmeister und Wäschermadln im Dreivierteltakt, Heurigenseligkeit und Backhendlphilosophie, das goldene Wiener Herz und der adäquate Humor, vertrottelte Hofräte und der guate alte Kaiser, der Steffel und das Dreimäderlhaus... oder, bei robusteren Naturen, der „Dritte Mann", internationaler Medikamentenschmuggel, Verbrecherjagd in den Kloaken, alles dezent untermalt von Toni Karas' Zither. Jeder, der nie in Wien war, weiß ganz genau Bescheid. Aber lebt man erst einmal ein paar Jahrhunderte lang dort, so wird man allmählich skeptisch, und schließlich begnügt man sich damit, die Gasse kennenzulernen, in der man wohnt, die nächstgelegene Kirche, das Stamm-Beisl, das Stamm-Café... Diese Stadt zu kennen ist eine Kunst, die eines Einzelnen Fähigkeit normalerweise übersteigt. Denn Wien bleibt Wien, was aber nicht unbedingt als eine Drohung verstanden werden muß, sondern eigentlich recht pessimistisch gemeint ist.

Der Versuch, trotzdem zu sagen, was dieses filmfabelhafte Wien denn nun wirklich ist, wird zweifellos schiefgehn; aber Unternehmungen, denen ein Garantieschein sichren Gelingens beiliegt, haben den Wiener noch nie recht interessieren können. Wohlan denn!

Beginnen wir mit der nicht sehr gewagten Feststellung, daß Wien eine Großstadt ist, erwachsen aus einer keltischen Siedlung, welche im 1. Jh. n. Chr. von den Römern okkupiert und ausgebaut wurde. Zwar vegetierte dieses Vindobona damals, als Marc Aurel echt wienerisch über die Hinfälligkeit menschlichen Daseins meditierte, nur bescheiden neben der römischen Großstadt Carnuntum (wie Bonn neben Köln, mit Verlaub gesagt); aber während Carnuntum, runde fünfzig Kilometer östlich von Wien, zu einem Bauerndorf herabgesunken ist, durch dessen holprige Gäßlein heute die Kühe stelzen, entwickelte Wien sich, trotz mehrmaliger Zerstörung und einem von 493 bis 881 währenden historischen Inkognito, zu einer Metropole, von der aus das halbe Abendland regiert worden ist. Zweimal, 1529 und 1683, machten die Türken vor den verrammelten Toren Wiens kehrt und ließen nur ihren Kaffee zurück, ohne den der Wiener seither nicht mehr leben kann. Vor etwas mehr als hundert Jahren war Wien noch die Hauptstadt eines Reiches, das größer war als Frankreich, als Spanien oder gar als Preußen, und im Osten und Süden noch an Rußland, an die Türkei und an den Kirchenstaat grenzte. Bis zum Ende des ersten Weltkriegs repräsentierte Wien noch das einmalige Wunder eines übernationalen Staatsgebildes, und erst das unglückselige Ende des Krieges zerbröckelte die Doppelmonarchie in ihre zahlreichen Nationalitäten; Wien wurde Hauptstadt des deutschsprachigen Rumpfes, der sich als Republik verfassungsrechtlich konstituierte. Einen Wasserkopf nannte man die Zwei-Millionen-Stadt im Nordostwinkel des schlauchartigen Staates, in der ein Drittel der Bevölkerung Österreichs lebte. (Ein Zahlenverhältnis, das uns gestattet, Wien für das

Wie ein mächtiger Berg ragt das 38 Meter hohe Dach des Stephansdoms über die Innenstadt; neben ihm stößt der schlanke „Steffel" in den Himmel – weithin sichtbares Symbol Wiens Photo Robert Löbl

übrige Österreich zu setzen, mit Ausnahme der bayerischen Grenzgebiete, mit Ausnahme Tirols, das sich für eine eigene Großmacht hält, und mit Ausnahme Vorarlbergs, das sich den Schweizer Kantonen zuzählen möchte.)

In jenem vorläufigen Ende seiner übernationalen Bedeutung leuchtet Wien noch einmal auf, schöner als je zuvor. Die nahenden Gewitter schon im Gespür, teilt die Stadt verschwenderisch ihre Reichtümer aus, die sie hervorholt aus einem schier unerschöpflichen Fundus althergewachsener Kultur. Schönberg, Berg und Webern schaffen – neben dem traditionsgebundenen Mahler – die ersten Zwölftonkompositionen. Adolf Loos eröffnet den Kampf um das neue Bauen und entwirft darüber hinaus die Ästhetik unsres Jahrhunderts. Freud und Adler lehren ihre revolutionierenden Erkenntnisse von der Natur der Seele. Jahrzehnte vor Sartre und ähnlichen Modephilosophen wird durch Ferdinand Ebner das existentielle Denken im religiösen Geiste wiedererweckt. In den siebenunddreißig Jahrgängen seiner „Fackel" kämpft Karl Kraus gegen alles, was den von ihm so geliebten Bau des alten Österreich mit schäbigem Termitenfleiß ruiniert. Und Wien wird zum Zentrum der zwischen 1860 und 1900

geborenen Dichter und Denker, die weit über die Stadt und das Land hinaus gelten: Martin Buber, Wittgenstein, Kassner, Rilke, Trakl, Weinheber, Kubin, Kafka, Musil, Broch, Joseph Roth, Gütersloh, Doderer, Peter Altenberg, Hofmannsthal, Stefan Zweig, Herzmanovsky-Orlando, Horváth...

Auch die akademischen Wissenschaften leisten Großes, insbesondere die Medizin. Und auch die Verwaltung, gestützt auf die beste Beamtenschaft Europas, erreicht im Ende ihre Vollendung; und bis in den Untergang hinein bleibt Wien ein politisches Zentrum. Zwar brach die Monarchie auseinander – und auf einen Appell des Kaisers, man solle doch füreinander einstehn, antwortete ihm einer seiner Minister: „Wie sollen wir füreinander einstehn, Majestät, da wir doch einander nicht ausstehn können?!"

Aber Männer, die in den folgenden Jahren und Jahrzehnten Geschichte machten, haben sich damals dort aufgehalten: Trotzki zum Beispiel, den man täglich im Café beim Schachspiel treffen konnte. Dem damaligen Außenminister am Ballhausplatz soll eines Morgens gemeldet worden sein: „Haben schon gehört, Herr Minister, in Rußland is' Revolution!" Worauf der Minister geantwortet hat: „Wer soll schon a Revolution machen in Rußland? Vielleicht unser Herr Trotzki aus'm Café Central?!" Eben dieser „Herr Trotzki aus dem Café Central" und seine Genossen Lenin und Stalin! Auch Stalin hat in Wien gewohnt, in einer Sackgasse übrigens... Und auch Mussolini weilte in Wien, und Hitler. Aber dieser Provinzler par excellence hat nichts kapiert von dem Muster eines übernationalen Staatsgebildes und dessen kunstvoll diplomatischer Regierung und Verwaltung, sondern wähnte nur mit seinen Divisionen die Völker Europas unter einen Reichs-Hut bringen zu können...

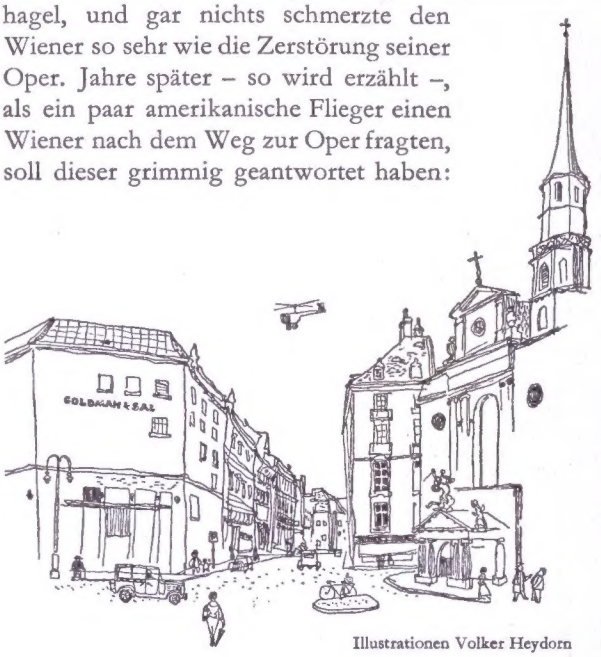
Dieses Wien, als das Zentrum und als die Quintessenz des Österreichischen, repräsentierte nämlich durch die Jahrhunderte hindurch nicht ein völkisch-nationales, sondern ein übernationales Prinzip, wozu der dort lebende Volksstamm durch seine rassische Zusammensetzung einzigartig prädestiniert war: Über die thrakische, illyrische und keltische Urbevölkerung legten sich Schichten fränkischer, bayerischer und schwäbischer Kolonisten. Dazu gesellt sich das römische Element und schließlich das slawische noch. In den Provinzen schob sich noch einmal eine deutsche Schicht über diese Legierung, in Wien blieb diese erhalten, ja nahm noch weitere romanische, slawische und jüdische Elemente auf, in jüngerer Zeit viele Tschechen, so daß man heute zu sagen pflegt: „Jeder echte Wiener is' a Böhm." Das Wiener Adreßbuch nennt neben dem Reiter und dem Baierl auch den Trnka, den Slavik, den Vuskovich, den Havlicek, den Lantos, den Prizzi, den Morokutti, den Levy und den Rosen-

zweig. Unsere Fußballer heißen nicht nur Körner und Schmied, sondern auch Ocwirk, Hanappi, Stojaspal, Zeman, Sesta, Jerusalem und Sindelar... So entstand in dem Schmelztiegel Wien ein eigenes und höchst eigentümliches Stadtvolk (plebs) im römischen Sinn. Und das Resultat der Legierung wiederholt sich in jedem einzelnen Wiener: Das Unbeschwerte, Heitere, Musische – der keltische Urgrund. Härte, Zähigkeit, ja Starrköpfigkeit – der Germane im Wiener. Anschmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit – das slawische Erbteil. Grandezza und Eleganz, ein Gefühl für Formen – romanische Anteile. Kritische und selbstkritische Intelligenz – der Beitrag des Judentums.

Aus diesem Stadtvolk rekrutierte sich denn nicht nur eine Künstlerschaft von Weltbedeutung, sondern auch eine kosmopolitische Elite von Politikern und Beamten, die das unvergleichbare Modell eines nicht auf die Nation gestellten und gegründeten Staates entworfen, gebildet und lebendig erhalten hatten. Zweifellos sind diese jahrhundertelangen Erfahrungen wieder lebendig und wirksam geworden, als die Regierung der Zweiten Republik zwischen Ost und West ein freies Österreich schuf!

Vorerst jedoch, von 1918 bis 1938, wurde Wien zum Zentrum einer ideologischen Gegenbewegung: nun, in der Republik, sollte alles radikal anders sein, als es in der Monarchie gewesen war; sogar das Führen der Adelstitel verbot man im heilig-demokratischen Eifer! Die Kaiserstadt war nun rot, die gewählten Vertreter der Arbeiterklasse lenkten ihre Geschicke, mit peinlicher Sauberkeit übrigens und großem Erfolg, wie selbst die Gegner nicht leugnen wollen; pädagogische und soziale Errungenschaften zeugen noch heute davon und sichtbarer noch die Gemeindebauten. Burgen sind es und wurden als solche auch benützt, als im Februar 1934 scharf geschossen wurde, zu niemandes Vorteil, denn vier

Jahre später hatte Hitler leichtes Spiel mit dem politisch zerrissenen Staat; kein Wunder, daß viele ihn als Befreier begrüßten. Bald aber verwünschte man ihn wieder, zumal in Wien, welches zuletzt auch noch den Krieg zu spüren bekam. Industrieanlagen am Rande, aber auch Arbeiterviertel wie Meidling und schließlich die Innenstadt, lagen im Bombenhagel, und gar nichts schmerzte den Wiener so sehr wie die Zerstörung seiner Oper. Jahre später – so wird erzählt –, als ein paar amerikanische Flieger einen Wiener nach dem Weg zur Oper fragten, soll dieser grimmig geantwortet haben:



Illustrationen Volker Heydorn

„Habt Ihr sie damals in der Nacht allein g'funden, werd'ts Ihr sie jetzt, am hellichten Tag, wohl auch noch alleine finden!" Schließlich hausten noch die Russen in der Stadt, und anno 1945 mußte man wirklich ein echter Wiener sein, um an die Zukunft der Stadt zu glauben. In den Westzonen glaubte man kaum noch daran, und Salzburg spekulierte schon darauf, Westösterreichs Bundeshauptstadt zu werden. Heute lebt Wien so selbstverständlich, als könne das gar nicht anders sein. Und es lebt, bei genauerer Betrachtung, so recht eigentlich aus seinen uralten Wurzeln heraus, wenn auch... wenn auch die alten, klapprigen, kastenförmigen Taxis (leider) den neuesten Modellen von Mercedes und Opel weichen, wenn auch am Kai jetzt (leider) ein Hochhaus steht, so deplaciert wie nur irgendein bundesdeutsches Hochhaus, wenn auch chromblitzende, kunststoffblanke Espressos (leider) neben den alten Cafés die Kundschaft locken, wenn auch emsige Industriekapitäne (leider) von sechs Uhr früh bis elf Uhr nachts auf den Beinen sind, um dem deutschen Wunder ein österreichisches an die Seite zu stellen, wenn auch Menschen (leider) nur mehr aus den Bundesländern und (leider) kaum mehr aus Ungarn und der Tschechoslowakei, aus Italien und Jugoslawien zuwandern, wenn auch, wenn auch, wenn auch... Immer noch verlegt der Wiener ein gut Teil seiner Berufstätigkeit ins Kaffeehaus, der Politiker wie der

Dichter, der Importkaufmann wie der Student, der Anwalt wie der Redakteur, und immer noch geht der Herr Minister wie der Tramwayschaffner, das junge Ehepaar wie der pensionierte Professor in sein Beisl, wo für 8 bis 9 Schilling (etwa 1,40 DM) ein ebenso delikates Essen auf den Tisch gestellt wird wie im Sacher für das fünf- bis zehnfache Geld. Immer noch versteht manche Hausmeisterin mehr von der Oper als der G'studierte, und beim Treppenkehren innehaltend, wird sie sich mit der eben zum Einkauf auf den Naschmarkt gehenden Hausfrau sogleich darüber einig, daß, wer heute den Tristan oder die Aida singt, vor zwanzig Jahren nicht einmal im Chor hätte mitsingen dürfen! Noch immer pilgert der Wiener hinaus auf seinen Fußballplatz und echauffiert sich, aber eigentlich nicht darüber, daß seine Mannschaft verliert, sondern im Grunde darüber, daß sie „net spüln kann"; lieber in Schönheit sterben als mit Gewalt gewinnen – dieses wienerische Lebensprinzip manifestiert sich allsonntäglich auf den Plätzen der Austria, der Rapid, der Vienna, der Admira, des Sportklub. Noch immer greift sich der Verkehrspolizist mit verzweifelter Geste an den Kopf, anstatt den patscherten Kraftfahrer aufzuschreiben. Noch immer ist der Wiener Dialekt, aber auch die Wiener Schriftsprache durchsetzt von zahllosen Fremdwörtern vielfältiger Provenienz, noch immer hat man ein Gschpusi, sitzt man im Tschecherl (in einem kleinen Café), gibt man Etzes (guten Rat), kriegt eine Watschen, tut sich gar net alteriern, hat an Schwül (einen leichten Rausch) und macht an Bahöl (Krawall), ohne deswegen gleich ein Falott (zweifelhafter Mensch) zu sein, wie manche alte Funsen (vornehm tuendes altes Frauenzimmer), Fuchtl und Bißgurn (alter Drachen) es behauptet. Noch immer residiert in der Burg ein Staatsoberhaupt, das zu Fuß ins Büro geht und sich unterwegs bei einem Standl eine Jausn kauft, so wie der alte Kaiser Franz Joseph, dem dieser jetzige (sozialistische) Bundespräsident als General einst gedient hat, in einem eisernen Feldbett zu schlafen pflegte. Noch immer arbeitet man sehr fleißig, noch immer aber geniert man sich, davon zu reden, weil man als kultivierter Mensch die Arbeit ja nicht als ein reines Vergnügen oder gar als eine ehrenhafte Leistung empfindet, sondern als eine unserm Urahn Adam zudiktierte und von uns ratenweis abzubüßende Strafe.

Und noch immer hinkt man in Wien ein bißl hinter der Welt und auch hinter den Bundesländern her. (Fortschritt? Ja. Aber nur net hudeln!) Und noch immer entscheidet man sich, vor die Wahl gestellt, ob man einen Photoapparat oder ein Radio kaufen soll, für keines von beiden, sondern für einen Urlaub – auf Capri? I wo! Im Wienerwald, auf der Rax, am Semmering, währenddem man das Geschäft einfach zusperrt und ein Pappschild an den Rolladen klebt: Wegen Urlaubs geschlossen. Verdienstausfall? Gewiß. Dafür aber ein schlechthin unbezahlbarer Glücksgewinn...

Überhaupt, das Glück! In Wien ist's zu Hause, wiewohl es nicht immer so scheint! Die Leute verdienen nicht viel, ihre Wohnungen, vollgepfropft mit wackeligem Mobiliar, wirken ärmlich, brüchig, finster, sind auch nicht immer ganz hygienisch. Weite Stadtgebiete, im Osten und Norden zumal, sind heute noch Slums, des Abends terrorisiert von den Pülchern, und in den Cafés dieser Gegenden liefern die Platten einander blutige Fehden. Trotz allem – der Wiener, auch wenn er noch so viel raunzt und nörgelt, ist ein glücklicher Mensch; Heimito von Doderer hat in seinem Roman „Die Strudlhofstiege", in diesem wienerischsten aller Bücher, dieses spezielle Glück ganz deutlich definieren lassen, durch den Mund des Amtsrates Julius Zihal: „Glücklich ist nicht, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist; so etwas kann überhaupt nur in einer Operette vorkommen. Eine derartige Auffassung würde nicht weniger wie ein Unterbleiben der Evidenz bedeuten, beziehungsweise als solches anzusehen sein. Glücklich ist vielmehr derjenige, dessen Bemessung seiner eigenen Ansprüche hinter einem diesfalls herabgelangten höheren Entscheid so weit zurückbleibt, daß dann naturgemäß ein erheblicher Übergenuß eintritt."

Damit zeigt Doderer „den Weg, auf dem ein ganzer Volksstamm allein zum Glück gelangen, allein sich darin befestigen kann": indem er seine Möglichkeiten nicht sofort und partout in Wirklichkeiten verwandelt! Das, genau das ist Wien, sein Eigentümliches! Ist irgend etwas aber erst einmal ganz eigentümlich geworden ein Mensch, ein Ding, eine Kunst- oder Lebensform, so weist es alsogleich über sich selber hinaus, gewinnt Bedeutung, wird Idee. Wien, in eben dieser seiner Eigentümlichkeit, ist Idee geworden, und deshalb realisierbar überall und von jedem, mag er nun tatsächlich ein gebürtiger Wiener sein oder aber aus Grammatneusiedel, aus New York oder gar vom Fuße des Kenia-Berges stammen. Als Stadt – als eine Massierung von Häusern und Menschen darin – mag Wien zugrunde gehen, und wird es auch, wie Rom, wie Byzanz; als Idee aber wird es leben, denn was einmal Idee geworden, geht nie mehr verloren.

Nicht als Stadt, so schön sie auch ist, sondern als Idee ist Wien wichtig für die Welt, sofern diese noch einmal einen geistigen Ort braucht, an dem sie zur Besinnung kommen kann.

6 *Im Bereich der Alten Universität: Die edlen Fassaden der Universitätskirche (Jesuitenkirche – im Bild rechts) und der Aula (heute Akademie der Wissenschaften), um 1630 bzw. um 1755 erbaut, dokumentieren Anfang und Ende des barocken Bauens in Wien* Photo Barbara Hirschenhauser

Der Kupferstich von Folbert van Alten-Allen aus dem Jahre 1683 zeigt die Stadt als eine mächtige Festung

FRED HENNINGS

Festung – Residenz – Weltstadt

Die bauliche Entwicklung Wiens

Kammerschauspieler Professor Fred Hennings, 1895 in Klagenfurt geboren, ist seit 1923 Mitglied des Burgtheaters. Im Jahre 1939 begann er, sich mit der Topographie und Kulturgeschichte Wiens zu beschäftigen und bald darauf im Volksbildungshaus der Wiener Urania über diese Themen auch Vorträge zu halten – allsonntäglich bis heute. Die Stadt Wien hat 1955 Fred Hennings für diese Tätigkeit mit der Verleihung des Volksbildungspreises und des Professortitels gedankt. Im vorigen Jahr erschien sein Buch „Zweimal Burgtheater", das auch in Deutschland sehr beachtet wurde.

Nichts vermittelt uns die Erkenntnis, daß Wien keine willkürliche, sondern eine völlig naturbedingte Stadtgründung ist, anschaulicher, als ein Blick vom Leopoldsberg. Von ihm ins Land schauend spürt man beinahe körperlich die Fülle aller Probleme, die dieser Stadt durch ihre Lage an der Grenze zwischen Ost und West als Aufgabe gestellt sind. Wiens Schwergewicht liegt landeinwärts, dem Wienerwaldgebirge zu, nicht an der Seite des Stromes, der nur am Saum der Stadt vorüberstreift.

Genau so naturbedingt wie Wiens allgemeine europäische Lage, ist auch seine nähere örtliche. Auf der von Natur aus geschütztesten Stelle rings um den „hohen Markt" entstand die Keimzelle Wiens, das römische Standlager Vindobona. Ungefähr der Ausdehnung des römischen Wien entsprechend, war

auch das erste babenbergische. Durch seine Eigenschaft als letzte große abendländische Etappenstadt am Weg ins Heilige Land erlebte Wien zur Zeit der Kreuzzüge eine unerhörte Wirtschaftskonjunktur, die wieder zu einem Aufblühen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und zu den verschiedenen babenbergischen Stadterweiterungen geführt hat. Um 1270 erreichte Wien den Umfang der späteren „inneren Stadt" – deren Grundriß aber seit dieser Zeit im wesentlichen unverändert geblieben ist. Alle Hauptstraßenzüge laufen heute noch genauso wie damals. Der unwahrscheinlichen Beharrung des Grundrisses durch beinahe siebenhundert Jahre steht jedoch eine oftmalige Veränderung des Aufrisses des Wiener Stadtbildes gegenüber.

Nur solche Städte, die durch irgendwelche Ereignisse ganz unvermittelt ihre politische oder wirtschaftliche Bedeutung verloren haben, konnten ihr Stadtbild durch einen jahrhundertelangen Dornröschenschlaf unverändert bis in unsere Tage hinein erhalten. Wien aber stand zu allen Zeiten als jeweilige Residenz und seit 1438 ununterbrochen als deutsche und österreichische Reichshauptstadt immer im Brennpunkt politischen und wirtschaftlichen Lebens. Daher prägte jede Zeit dem Stadtbild den ihr eigenen Stempel auf und vernichtete unerbittlich die Züge vorangegangener Epochen. So kommt es denn auch, daß Wien kein oberirdisches Denkmal aus römischer und – außer der Westfassade von St. Stephan und Teilen der Ruprechts- und der Michaelerkirche – auch kein nennenswertes Denkmal aus romanischer Zeit aufzuweisen hat. Die heute noch erhaltenen Baudenkmale der gotischen Epoche sind zumeist kirchliche; die wenigen profanen liegen im eigentlichen Stadtbereich entweder zu versteckt oder sind, durch Umbauten weitgehend verändert, nicht leicht zu erkennen.

Von unschätzbarem Wert für die Kenntnis des einstigen Wiener Stadtbildes ist die Vogelschau des Jakob Houfnagel von 1609. Da die Renaissance sehr spät nach Wien kommt und sowohl den Grundriß als auch die äußere Erscheinungsform des spätmittelalterlichen Hauses beibehält, gibt uns dieser Plan ein getreues Abbild vom Aussehen Wiens an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit.

Die weitere Entwicklung Wiens steht unter dem harten Gesetz der Türkenkriege. Bei der ersten Türkenbelagerung des Jahres 1529 stützte sich die Verteidigung im wesentlichen noch auf die mittelalterlichen Befestigungsanlagen. Aufgerüttelt durch den damals glücklich bestandenen Ansturm stand Wien mit einem Male im Mittelpunkt des europäischen Interesses. Die Neuanlage seiner Befestigungen wurde beschlossen und materiell von allen Seiten her unterstützt. Fast einhundertfünfzig Jahre dauerte der Ausbau Wiens; der Plan des Folbert van Alten-Allen vom Jahre 1683 – also knapp vor der zweiten Türkenbelagerung – zeigt uns Wien als eine mächtige Festung. Der Festungscharakter Wiens bestimmte dessen weitere städtebauliche Entwicklung ganz entscheidend. An die Stelle der steilen mittelalterlichen Zinnenmauer trat nun ein ganzer Kranz von Bastionen. Vor diesen lagen im Stadtgraben noch die flankierenden Außenwerke der Ravelins. Zugleich wurde ein fortifikatorischer Rayon bestimmt, der nicht verbaut werden durfte und der mit der wachsenden Reichweite der Feuerwaffen zuletzt eine Breite von fast sechshundert Metern besaß. Diese Geburtsstunde des sogenannten Glacis wurde damit auch zu der des späteren Ringstraßenproblemes. Denn von nun an entwickelten sich Innen- und Vorstadt völlig getrennt. Die Innenstadt konnte, eingeschnürt vom steinernen Gürtel der Bastionen, nur mehr in die Höhe wachsen. Die Vorstädte hingegen entwickelten sich dorfartig längs der zu den Stadttoren führenden Hauptstraßen, aber ohne planvolle Querverbindung zueinander.

Nach dem glücklichen Entsatz von Wien im Jahre 1683 und der völligen Besiegung der Türken ordnet Prinz Eugen 1704 zum Schutze der Vorstädte die Errichtung eines Linienwalles an, der ungefähr dem Zug der heutigen Gürtelstraße entspricht. Im Schutze dieses Walles und im Triumphgefühl endgültig abgewandter Türkengefahr beginnt nun das große barocke Bauen von Kirche, Hof und Adel, deren Werke heute noch Stolz und Schönheit der Stadt ausmachen. Mit ihren Schaufronten gegen die Stadt gerichtet, entstehen damals die Sommerpaläste des hohen Adels auf den Hügeln der Vorstadt – z. B. das Belvedere – und am Glacisrand die Prachtbauten wie das Palais Schwarzenberg, die Karlskirche, die Hofstallungen und die Palais Trautson und Auersperg. Dem in die Weite der Natur gestellten Sommerpalast in der Vorstadt, bei dem Garten- und Palastarchitektur untrennbar miteinander verknüpft sind, entspricht der durch die Beengtheit des Raumes zu anderen Bauformen gezwungene Winterpalast in der Innenstadt.

In der Epoche des Barock wurde nicht nur die anfänglich stark italienisch überfremdete Baukunst durch die bodenständigen Genies eines Fischer von Erlach und Hildebrandt zu eigener Form erlöst, sondern auch Wien von seiner Rolle als Grenzfestung. Durch die Siege des Prinzen Eugen wurde es zum Mittelpunkt eines großen Reiches, zur vielberühmten „Kaiserstadt". Machtvoll und zum zentralen Sitz der Reichsbehörden ausgestaltet stand Wien nun da! Jedoch zugleich mit Macht und Ansehen wuchs

auch sein ewiges Problem: Verkehrs- und Wohnungsnot. Besonders die Wohnungsnot nahm im 18. Jahrhundert, als sich Wien zur Reichszentrale entwickelte, katastrophale Formen an. Und so faßte schon Kaiserin Maria Theresia den Plan ins Auge, Wien als Festung aufzulassen und das Glacis teilweise zu verbauen. Doch scheiterte seine Verwirklichung am Widerstand der Militärs.

Erst Kaiser Joseph II. entschließt sich (um 1782), durch Parzellierung und Verbauung der aufgehobenen Klostergründe der Wohnungsnot zu steuern und die gesundheitliche Lage der Stadt durch die Freigabe der Bastionen für das Volk und die Ausgestaltung des Glacis zu fördern. Das Glacis wurde planiert und mit Wiesen und Alleen versehen. Auch die Bastionen wurden ihres festungsartigen, düsteren Charakters entkleidet und bepflanzt. – Dadurch aber wurde aus dem prunkvollen barocken Wien hinter den finster drohenden Bastionen das bürgerliche Wien der lieblichen Basteien. Auf diesen konnte man in einer knappen Stunde die ganze Stadt umschreiten. Es war die Lieblingspromenade der Biedermeierzeit.

Doch an die alten Tore Wiens pochte unerbittlich die neue Zeit. Vor allem durch eine geradezu unerträgliche Verschärfung der Verkehrs- und Wohnungsprobleme. Und so sieht sich denn der junge Kaiser Franz Joseph I. gezwungen, den großen Schritt zu tun: Sein Handbillett vom 20. Dezember 1857, in welchem er die Niederlegung der Basteien, die Auffüllung der Gräben und die Verbauung des Glacis anordnet, öffnet Wien das Tor zur Großstadt und leitet damit eine Epoche ein, welche die bisher größte Umwälzung im Leben dieser Stadt bedeutet. Fast dreißig Jahre lang dauerte der Ausbau der Ringstraßenzone. Sie ist ohne Zweifel eine der bedeutendsten städtebaulichen Leistungen des 19. Jahrhunderts. Mit der Ringstraße feierte Wien seine Erhöhung zur Weltstadt. Sie ist entgegen den Hoffnungen, die man in sie gesetzt hat, keine Ge-

Die unregelmäßigen Gebäudegruppen der Hofburg, die in einem Zeitraum von 400 Jahren entstanden, beherrschen das Bild der westlichen Innenstadt (rechts im Bild die Kuppel des Michaelertraktes; links, hinter dem schlanken Turm der Augustinerkirche, die Neue Burg). Im Mittelgrund: der weiträumige Heldenplatz, dahinter das Parlamentsgebäude mit seinem mächtigen Säuleneingang, ganz rechts das Neue Rathaus Photo Pressestelle der Stadt Wien

Die Innenstadt wird von der Ringstraße umschlossen, die auf dem Geländestreifen der erst 1858 geschleiften Basteien entstand. Im Bild: Der Schottenring, auf die Universität zuführend, rechts im Hintergrund die neugotische Votivkirche Photo Lucca Chmel

schäftsstraße geworden, sondern dient vor allem der Repräsentation. Sie ist das prunkvolle Foyer der Stadt und hat ihren Charakter als festliche und politische Aufmarschstraße bis heute gewahrt.

Die Entwicklung Wiens zur Großstadt erfolgte den natürlichen und geschichtlichen Gegebenheiten entsprechend in zwei großen Wellen konzentrisch vom Mittelpunkt aus. Die erste von 1858 spülte die Basteien, die zweite von 1892 den Linienwall hinweg. An ihre Stelle traten die Ringstraße und der Gürtel. Das organische Wachstum Wiens von einem Mittelpunkt aus konzentriert Gefühl und Blick seiner Bewohner auf dieses Zentrum. Keine Großstadt der Welt aber besitzt eine architektonisch so klar geformte Mitte wie Wien mit dem Stephansturm. Er ist der Inbegriff eines heimatlichen Wahrzeichens.

Rings um den Dom lagert sich die Scheibe der Innenstadt. Sie ist auch heute noch das Herz von Österreich, das Zentrum allen staatlichen und kirchlichen Lebens, die Domäne der Luxusgeschäfte und der Wohnbereich jener eingefleischten Wiener, die nur in dieser Stadt leben und sterben wollen. Hier gibt es gottlob noch einige der alten „Nobelzimmer" von Wien, jene in sich geschlossenen und anheimelnden Plätze und Palastwinkel, wie beispielsweise der innere Burghof, der Josefs-, Minoriten-, Franziskaner- und der alte Universitätsplatz.

Dann folgt das über die jahrhundertalte klaffende Wunde zwischen Innen- und Vorstadt gelegte breite Heftpflaster der Ringstraßenzone. Sie ist mit ihren Monumentalbauten, Plätzen, Gärten und Standbildern die letzte imperiale Aussage der alten „Kaiserstadt".

Zwischen Ring und Gürtel liegen in einem Halbkreis die heutigen inneren Vorstadtbezirke, deren Hauptschlagader die Geschäftszeile der Mariahilferstraße ist, während uns die Karlskirche und der Schloßbereich des Belvedere und des Palais Schwarzenberg noch ein Stück unverfälschtes Barock vor Augen zaubern.

An der Gürtellinie beginnt dann das „neue Wien" und reicht bis an den Rand der Weinberge und über die Donau hinaus. Hier liegen in einem weiten Rund die „Dreadnoughts" des sozialen Wohnhausbaues vor Anker. Sie sind das in die Tat umgesetzte Riesenbauprogramm der sozialdemokratischen Stadtverwaltung der ersten Republik. Heute hat sich der soziale Wohnungsbau zum sozialen Städtebau ausgeweitet. Er steht unter der Devise größtmöglichster Auflockerung und einer den natürlichen Gegebenheiten angepaßten Neuordnung des gesamten Wiener Raumes.

Den äußersten Ring der Stadt bilden die zwischen Weinbergen eingebetteten, tief in den Wienerwald hineinreichenden alten Weinhauerdörfer. Hier bestellen noch immer Bauern ihr Land. Hier feiern mit einer Innigkeit, wie vielleicht sonst nirgends, Großstadt und Land ihre Vermählung. Auch die Entwicklung zur Großstadt hat Wien natürlicher durchlebt als manche andere Stadt. Es hat im Wirbel der Ereignisse sein ursprüngliches Gesicht nicht verloren und verflachte unter den Panzerplatten des Asphalts nicht zu einer persönlichkeitslosen Allerweltsstadt. Eine große Geschichte und eine begnadete Landschaft haben Wien davor bewahrt.

ANTON MACKU

Sehnsucht nach dem Unendlichen

St. Stephan und die Wiener Gotik

Privatdozent Dr. Anton Macku, 1901 in Wien geboren, studierte an der Universität seiner Heimatstadt Kunstgeschichte. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten befaßte er sich hauptsächlich mit Themen der Baukunst. 1947 erschien sein Buch „Grundlagen für das Studium der Baugeschichte"; zwei kleine Bücher widmete er dem Stephansdom, und vor kurzem bearbeitete er den Dehio-Band „Wien" völlig neu. Anton Macku hat sich 1947 an der Universität Wien habilitiert.

Die Schönheit des gotischen Wien spiegelt sich in den Beschreibungen der Gäste, die unserer Stadt ein überschwengliches Loblied singen. Die Stimmen der italienischen Humanisten erscheinen uns da besonders gewichtig, denn diese weltgereisten Männer waren durch das erwachte nationale Selbstgefühl besonders kritisch, und ihren Geschmack hat die natürliche Anmut ihres Landes und die Schönheit der sich mächtig entfaltenden Renaissancekunst verwöhnt. Und doch meinte Bonfini (um 1480), nachdem er die Lage Wiens beschrieb: „... deckte nur der goldene Frieden seine warmen, milden Fittige über diese Gaue, so würde man das Wiener Leben selbst dem südlichen Himmel vorziehen und lieber in Österreich als in Italien wohnen." Enea Silvio Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., rühmt (in einem Brief vom April 1438) die Wohnhäuser, die durchaus von Stein erbaut sind, die ihre Giebel hoch tragen und mit Geschmack und Pracht verziert, meist von innen und außen bemalt sind. Wir möchten an rhetorischen Überschwang denken, wenn nicht die Bilder des Schottenmeisters, von denen eines 1469 datiert ist, wie wortgetreue Illustrationen zu diesem Bericht anmuteten. Die Heimsuchung Mariä ist in die Seilergasse versetzt. Mehrstöckige Häuser mit mannigfaltig geformten, zierlichen Erkern wachsen aus dem Boden, und über die steilen Dächer ragen rechts die Heidentürme und das bunte Dach von St. Stephan, während über der linken Zeile der wuchtige romanische Turm der alten Peterskirche lastet.

Fast all dies ist dahin. Nicht ein einziges gotisches Haus steht noch vollständig vor uns, aber in den Kirchen, die „groß und hell und mit herrlichen Säulenordnungen" erbaut wurden, können wir noch „dem Herrn des Himmels und der Erden" unser Gebet darbringen. Das „reiche Kleinod und Kirchengerät" des Mittelalters ist wohl nicht mehr zu schauen, und von den 34 Altären, die schon 1476 im Stephansdom aufgestellt waren, ist keiner mehr erhalten, doch verstehen wir die Begeisterung des großen Humanisten, wenn wir die weiträumigen Hallen betreten, und erkennen die Aufrichtigkeit seiner Worte daran, daß er den Dom in seinem toskanischen Geburtsort Corsignano, der nun als Pienza seinen päpstlichen Namen trägt, von Rosselino so erbauen ließ, wie er es „bei den Deutschen in Österreich gesehen hatte".

Die Gotik konnte erst spät dem Mauerwerk von St. Stephan ihre Stigmen einprägen. Die an der Westfassade sichtbaren romanischen Teile wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet, also in einer Zeit, da in Frankreich die hochgotischen Kathedralen von Reims, Amiens und Chartres emporwuchsen. Zum gotischen Neubau ihrer romanischen Hauptkirche entschlossen sich die Wiener Bürger erst am Anfang des 14. Jh.; dabei hatten Zisterzienser und Bettelorden den gotischen Stil schon im 13. Jh. nach Österreich gebracht.

Die mitteleuropäischen Meister, die sich so rasch der gotischen Bauweise anschlossen, gerieten oft stark unter den Einfluß der westlichen Bauten. Die basilikale Anlage mit queroblongen Jochen im Mittelschiff, der manchmal verwendete Ostabschluß mit Chorumgang und Kapellenkranz sind zuweilen maßstabgetreue Kopien der französischen Vorbilder. Anders in Österreich und Wien. Die Zisterzienser, die aus der Heimat ihres Ordens, aus Burgund, die gotische Bauweise in ihre Tochtersiedlungen verpflanzt hatten, brachten wohl Einzelformen französischer Prägung mit, aber sie gaben

Der Stephansturm, am südlichen Querschiff des zwischen 1304 und 1511 entstandenen Doms 137 m hoch aufragend, ist mit seinem reichen Hausteinfiligran Inbegriff gotischer Baugesinnung Photo Tschira-Interphot

den Chorhäuptern in Lilienfeld und Heiligenkreuz nicht die basilikale Raumform mit hohem, lichterfülltem Mittelschiff und schmalen, niedrigen Abseiten, sondern es wurden gleich breite und gleich hohe, also einander ebenbürtige Schiffe zu einer geräumigen, aufgeschlossenen Halle vereinigt.

Dieser Bautypus, den bei uns auch die Bettelorden schon im 13. Jh. in ihr Bauprogramm aufgenommen hatten, wurde nun maßgebend für die Entwicklung der gotischen Architektur in Wien. 1304 legte man den Grundstein für den Chor von St. Stephan.

In dem wohlhabenden Milieu der Stadt und durch die Hilfe, die Herzog Albrecht II. seit 1326 dem Werk schenkte, streifte der Bau die asketische Schlichtheit mönchischer Sakralkunst ab. An Stelle des platten Ostabschlusses (Lilienfeld, Heiligenkreuz) endet bei St. Stephan jedes der drei Schiffe mit einem Fünfachtelschluß. Der Hochaltarraum ragt vor die Ostabschlüsse der Seitenschiffe und transponiert so die Staffelung der romanischen Apsiden in die Formensprache der Gotik. Konsolen und zierliche Baldachine schmücken die Pfeiler und schaffen Raum für erhabene und monumentale Heiligengestalten. Am Außenbau sind die Strebepfeiler wohl noch glatt gemauert, aber nach oben schließen ihre Stirne krabben- und kreuzblumenbesetzte Giebel ab, und frei über die Maßwerkbalustrade aufwachsende Fialen setzen ihren vertikalen Aufbau über den Dachrand fort.

Was der Chorbau verhieß, erfüllte das Langhaus. Die Raumgestalt der Halle ist durch die Staffelung variiert. Die Gewölbe des Mittelschiffes schwingen sich um sechs Meter über die Seitenschiffe empor und verdämmern mit ihren wundervollen Rautensternen im tonigen Helldunkel. Ein reiches Spiel von Hell-Dunkel-Werten erfüllt den Raum, webt durch die Schiffe, wirkt mildernd auf den schroffen Vertikalismus der steinernen Struktur und bindet die Unzahl plastischer Einzelformen zu malerisch geschlossener Einheit.

Dieser Raumeindruck wird bei andächtig stiller Versenkung zum Erlebnis, das uns über unser enges Ich emporhebt und mit Sehnsucht nach dem Unendlichen, dem Ewigen erfüllt. Und dieses Sehnen ist so alt wie die Menschheit. Der Zikkurat der Babylonier, dessen Name „Himmelsberg" bedeutet, ist uns durch die biblische Erzählung vom babylonischen Turmbau bekannt, und auch der gotische Turm ist kein zweckbestimmter Bauteil, sondern ein steinernes Symbol der Sehnsucht zu Gott. Im „alten Steffel" hat dies Sinnbild die reifste und schönste Gestaltung erfahren. Auch unserem Turm liegt das allgemeine gotische Aufbauschema zugrunde, das die Höhe in drei Teile gliedert, von denen der erste über quadratischem Grundriß errichtet ist, das zweite Drittel ein achtseitiges Prisma darstellt, welches vom durchbrochenen Helm als drittem Teil gekrönt wird. Während nun bei allen gotischen Türmen diese drei Teile durch deutlich sichtbare Zäsuren voneinander getrennt sind, verjüngt sich die Kontur des Steffels in ungebrochener Linie vom Boden zur Kreuzblume. Die Linie ist schlank und gefällig.

Der mächtige steinerne Hymnus von St. Stephan vereinigte die künstlerischen und materiellen Kräfte Wiens und gebot den übrigen gotischen Kirchen ehrfurchtsvolle Zurückhaltung.

Das mit zahlreichen figürlichen und ornamentalen Bildwerken (rechts) geschmückte Riesentor an der Westseite des Domes (oben) gehört zu den Resten des romanischen Baus Photos Oswald Elbl, Helga Schmidt-Glassner

Maria am Gestade bildet eine Ausnahme, denn an ihr haben die Steinmetzen mit Schmuckformen ebensowenig gespart wie bei St. Stephan. Der einschiffige schmale Raum mit der gebrochenen Achse von Chor und Schiff ist durch den Bauplatz des hier steil zur Donau abfallenden Ufers bedingt. In den einspringenden Winkel, zwischen den Chor des 14. Jahrhunderts und das 1414 vollendete Schiff ist der Turm eingeklemmt, der aus dem Siebeneck konstruiert ist, also aus jener symbolischen Zahl, die aus der himmlischen Drei und der irdischen Vier resultiert. Diese geometrische Grundform allein schon weist dem Turm die gleiche inhaltliche Bedeutung zu, die wir beim „Steffel" ausführlich beschrieben haben. – Einzig dastehend ist die kuppelförmig sich zur Kreuzblume vereinigende filigrane Haube vom Ende des 14. Jhs.

Einfacher sind die anderen Ordenskirchen Wiens. Der hochstrebende Raum der Augustinerkirche, die weitgespannte Halle der Minoriten- und die trotz teilweiser Regotisierung doch noch in barocker Hülle steckende ehemalige Karmeliterkirche (Am Hof) gehören im wesentlichen dem 14. Jh. an. Als Bettelordenskirchen wirken sie weder durch die Profilierung ihrer tektonischen Glieder noch durch die Schönheit schmückenden Beiwerks, sondern sind nur auf die für den Laien oft schwerer erfaßbare Harmonie der Raumproportionen und die Feinheit der Lichtführung abgestimmt.

Die Brüder des hl. Franziskus erweiterten am Anfang des 14. Jhs. die Mittelapsis ihrer romanischen Kirche durch einen gotischen Langchor, der sich aber durch den Umbau des dreischiffigen Langhauses zu einer Halle mit gleich breiten Schiffen an den heute bestehenden Raum nicht mehr organisch anschloß und daher 1903 abgebrochen wurde. – Das nun isoliert dastehende Langhaus zeigt mit eindringlicher Klarheit die von der Wiener Bauhütte erstrebte Raumgestalt, die an Stelle des axial gerichteten Grundrisses des Westens eine zum Quadrat gestauchte Form wählt. Die Queraufgeschlossenheit des lichterfüllten, prachtvollen Raumes unterstreicht die Richtungslosigkeit und damit die dem Zentralbau sich nähernde Raumform, die auch im Stephansdom zu erkennen ist, wenn man Chor und Langhaus – einst ja durch einen Lettner getrennt – als zwei selbständige Einheiten betrachtet. So hat die gotische Bauhütte in Wien durch die Berührung mit dem benachbarten Zentralraumgebiet des Ostens eine Synthese dieses Bautypus mit dem aus Frankreich stammenden axialen gotischen Sakralbau vollzogen und damit eine neue Raumgestalt geschaffen, die nicht nur lokale Bedeutung besitzt, sondern auch auf die Architektur des Westens zurückwirkte.

Durch enge Gassen der Innenstadt führt der Weg zu den wenigen erhaltengebliebenen gotischen Kirchen. Links: die Minoritenkirche, ein Hallenbau des 14. Jahrhunderts; rechts: die Kirche Maria am Gestade mit ihrem maßwerkgekrönten Turm, vollendet Anfang des 15. Jahrhunderts Photos Otto Swoboda, Lucca Chmel

BRUNO GRIMSCHITZ

Barocke Repräsentation

Professor Dr. Bruno Grimschitz, 1892 in Moosburg/Kärnten geboren, promovierte 1917 an der Universität Wien. Von 1919–1945 an der Österreichischen Galerie in Wien tätig, seit 1939 als deren Direktor, habilitierte er sich 1932 an der Technischen Hochschule und 1937 an der Universität in Wien, wo er einen Lehrauftrag für Neuere Kunstgeschichte erhielt. Seine Publikationen sind zum größten Teil der Kunst Österreichs gewidmet: „Die österreichische Zeichnung im 19. Jahrhundert", 1928; „Johann Lukas von Hildebrandt", 1932; „Die Wiener Ringstraße", 1939; „Deutsche Bildnisse von Runge bis Menzel", 1941; „Waldmüller", 1943; „Wiener Barockpaläste", 1944; „Hanns Puchspaum", 1947; „Wilhelm Thöny", 1950.

Zweimal im Ablauf seiner Geschichte wurden Wien für entscheidende Wandlungen seiner architektonischen Gestalt bedeutende Baumeister geschenkt: im 18. Jahrhundert, als nach dem denkwürdigen Jahr 1683 die Residenzstadt des deutschen Kaisers zur größten deutschen Barockmetropole emporwuchs, und im 19. Jahrhundert, als die Residenzstadt des österreichischen Kaisers zur europäischen Weltstadt wurde. Gaben unter Kaiser Franz Joseph die Schöpfer der monumentalen Ringstraße mit ihren Prachtbauten Wien ein neues repräsentatives Antlitz, so waren es nach der Befreiung von den Türken Johann Bernhard Fischer von Erlach und Johann Lukas von Hildebrandt, die Wiens barocke Baugestalt zu europäischem Rang emporhoben.

Im gemeinsamen Kampf der deutschen Stämme gegen die Türken und gegen Frankreich war – im späten 17. Jahrhundert – ein neues Reichsbewußtsein erwachsen; das siegreiche Kaisertum als Schirmherr des Reiches gegen den Osten und gegen den Westen trat für die europäische Mitte noch einmal – und zum letzten Male – in das deutsche Bewußtsein, und diese Erhöhung der kaiserlichen Residenzstadt als neue Mitte im Kraftfeld der europäischen Nationen forderte mit den weitgehenden Zerstörungen durch die Türkenbelagerung eine ungeahnte bauliche Entfaltung wie an keinem anderen Orte Europas. Um den Kaiser stand der in den Zeiten der Gegenreformation zu ungeheurem Reichtum gelangte Adel und steigerte mit seinem schrankenlosen Repräsentationsbedürfnis den monarchischen Repräsentationswillen zu höchstem Anspruch.

Das 17. Jahrhundert hatte die Einbürgerung der italienischen Bausprache durchgesetzt, so daß der Boden auch künstlerisch für einen neuen Aufbruch bereitlag. In diesem Augenblick traten Fischer und Hildebrandt in das Baugeschehen Wiens ein. Ihre geniale Begabung diente dem Kaiser, den Fürstengeschlechtern und den Orden und erschöpfte sich neben den großen Kuppelkirchen der sakralen Architektur in den profanen Baugestalten, die der aristokratisch-repräsentative Lebensstil in die Verwirklichung rief: Stadtschloß und Gartenschloß, Stadtpalast und Gartenpalast, Triumphpforte und Trauergerüst. Mit einem Schlage setzte Fischer die Befreiung der Wiener Kunst von aller italienischen Vorherrschaft durch, der sie seit dem 16. Jahrhundert erlegen war.

Fischer und Hildebrandt kannten die gesamte italienische Architektur ihrer Zeit. Fischer, 1656 in Graz geboren, war sechzehn Jahre in Rom gewesen – im Kreise Berninis – und gelangte im Jahre 1686 nach Wien. Hildebrandt, 1668 in Genua als Sohn deutscher Eltern geboren und aufgewachsen, kam aus dem Bereiche der piemontesischen Baukunst nach Rom und über Piemont im Jahre 1696 nach Wien. Kaum aus Italien nach dem deutschen Norden gelangt und in die bodenständige Baukunst Wiens eingewachsen, wurden Fischer und Hildebrandt auch vor die Auseinandersetzung mit der französischen Architektur gestellt: Fischer durch politische Motive, als er im Bau des Schlosses Schönbrunn für die alles überragende Stellung des deutschen Kaisers Joseph I. Versailles überbieten sollte, und Hildebrandt durch gesellschaftliche Lebensforderungen, die vor allem in der französischen Herkunft seines größten Bauherrn, des Prinzen Eugen, begründet waren, nicht weniger aber auch durch den französisch beeinflußten Kreis seiner künstlerischen

Die Karlskirche, deren Errichtung Kaiser Karl VI. während der Pestepidemie von 1713 gelobte, ist das imposanteste Beispiel sakraler Barockarchitektur in Wien. Johann Bernhard Fischer von Erlach begann mit ihrem Bau 1716, sieben Jahre vor seinem Tod; 1739 vollendete Joseph Emanuel Fischer von Erlach das Werk des Vaters Photo Helga Schmidt-Glassner

Schloß Schönbrunn, dessen weitausgreifende Anlage Johann Bernhard Fischer von Erlach für Kaiser Joseph I. entwarf (1695) und Nicolaus Paccassi unter Maria Theresia zu einem Abschluß brachte (um 1750), gibt Zeugnis von der Größe kaiserlichen Repräsentationswillens. Paccassi gestaltete auch die Innenräume des Schlosses, links oben: die Große Galerie. Für den Prinzen Eugen schuf Johann Lukas von Hildebrandt um die gleiche Zeit eine dem kaiserlichen Bau ebenbürtige Schloßanlage – das Belvedere; unten links: die Hofseite des Oberen Belvedere Photos World Press (2), Helga Schmidt-Glassner

Jugend, der es ihm ermöglichte, ganz natürlich in die Welt der französischen Wohnkultur hineinzuwachsen. In Fischers universaler Vorstellungswelt trat die französische Baukunst des 17. Jahrhunderts neben die italienische als künstlerisches Element einer bewußten weltgültigen Ausweitung der deutschen Kunst, in Hildebrandts Schaffen wurde auch die zeitgenössische Architektur Frankreichs zum Vorbild der Verfeinerung des neuen Lebensstiles sichtbar. Wie überlegen beide Baumeister die französischen Grundlagen aber in persönlichster Weise umzudeuten vermochten, erweist ein Blick auf die größten Bauschöpfungen Fischers und Hildebrandts, auf die Karlskirche, auf Schloß Schönbrunn und den Gartenpalast Prinz Eugens, das Belvedere.

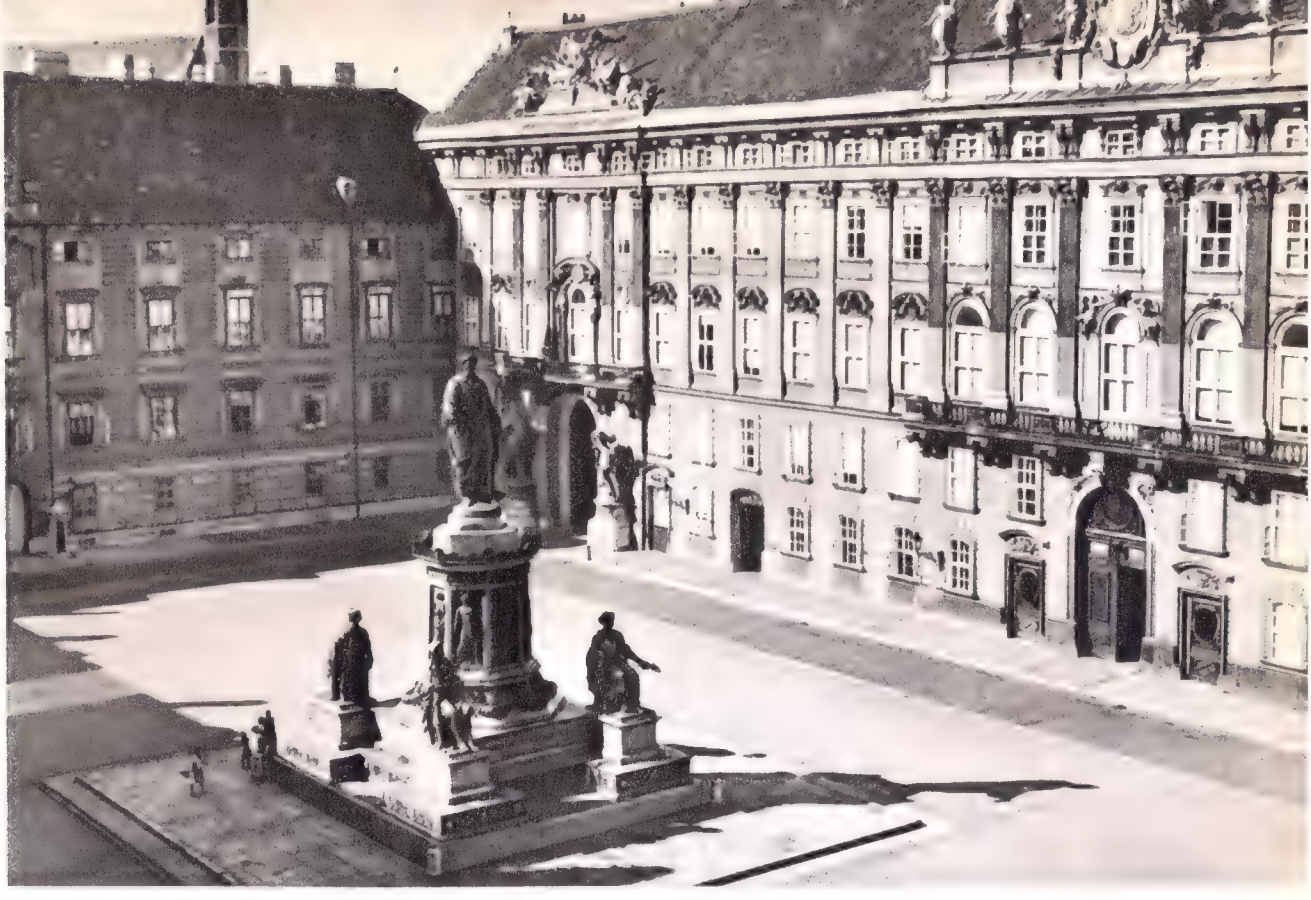
Wird in der Karlskirche die Vereinigung antiker und italienisch-barocker Bauelemente und französischer Baugedanken zur einzigartigen Repräsentation sakraler Festlichkeit, so erhält die „Cour d'honneur" des französischen Schloßbaues durch den riesigen, um ein erhöhtes Bassin gelegten Freitreppenbau in Fischers Entwurf für Schloß Schönbrunn eine grundsätzlich neue Bedeutung, während sie Hildebrandt am langgestreckten und flügellosen Breitbau des Oberen Belvederes überhaupt fortfallen ließ. Es ist eine im tiefsten deutsche Kunst, die in den glorreichen Jahrzehnten von 1690 bis 1730 von Fischer und Hildebrandt ins Leben gerufen wurde, die glänzende Blüte des Wiener Barock, phantasievoll und gedankenreich, sinnlich blühend und von einer noblen Grazie.

Vom Beginn des 17. Jahrhunderts an bauten die Orden im Stadtkern und in den Vorstädten neue Gotteshäuser. Es waren fast nur kleine Kirchen, die mehr der Verbreitung und Einbürgerung der südlichen Formen dienten, als daß sie selbst zu bedeutenderen Bauschöpfungen emporwuchsen. Soweit einzelne Namen von Baumeistern überliefert sind, waren es Italiener – wie bei den Palastbauten. Allein die Jesuitenkirche am Hof mit ihrem gotischen Chorschluß zeigt in der Vereinigung der Kirchenfront mit den seitlichen Blöcken des Profeßhauses eine ungewöhnlich kraftvoll gegliederte Baugruppe in schweren Barockformen, und die ovale Kuppelkirche der Serviten schlägt zum ersten Male auf dem Boden Wiens das Thema des sakralen Zentralbaues an. Bedeutungsvoller als die Kirchenbauten erscheinen die Adelspaläste, die von den Geschlechtern der Dietrichstein, Starhemberg, Hoyos, Sprinzenstein, Abensberg-Traun, Montecuccoli, Strattmann und Liechtenstein um die Hofburg, den Minoritenplatz, die Herrengasse, die Freyung und in dem alten Stadtviertel zwischen der Kärntnerstraße und der Seilerstätte errichtet wurden: Adelspaläste mit ungewöhnlich langgestreckten Fronten, reich, aber in gleichförmigem Wandrelief durchgegliederten Mauerflächen, ohne ausladende Portalbauten und Bekrönungen.

Es war Domenico Martinelli, der in seinen beiden Liechtenstein-Palästen die Formen der stadtrömischen Weltkunst unmittelbar nach Wien verpflanzte. Die großartigen Paläste mit ihrer souveränen Massengliederung blieben Fremdkörper in Wiens barocker Architektur. Sie stehen zwischen den schwereloseren und reliefhafteren Palastfronten des 17. Jahrhunderts, deren Baumeister italienischen, bereits durch Generationen auf deutschem Boden tätigen Maurergeschlechtern entstammten, und den Schöpfungen Fischers und Hildebrandts, die das einheimische Schaffen fortsetzten und mit der Genialität ihrer künstlerischen Gestaltungskraft über das Lokale weit hinaushoben.

Fischer, der Architekturlehrer Kaiser Josephs I., gab in seinen beiden Entwürfen für das Schloß Schönbrunn weitausgreifende Raumphantasien, die in der utopischen Größe ihrer Planung nicht ausführbar waren. Erst Kaiserin Maria Theresia schloß mit der Errichtung der „Gloriette" auf der Gartenhöhe eine kleinere Fassung von Fischers Baugedanken ab und gab den schönsten Innenräumen des Schlosses durch Nicolaus Paccassi den weiß-goldenen Reichtum eines höfischen Rokokos. Den eigentlichen Ruhm Fischers auf dem Wiener Boden machen die großen Adelspaläste und die kaiserlichen Bauten der Karlskirche und der Hofbibliothek aus. Die stolze Reihe der Profanbauten beginnt mit dem Stadtpalast Prinz Eugens in der Himmelpfortgasse noch im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und führt über den Gartenpalast Trautson und den Bau der Böhmischen Hofkanzlei zur Hofbibliothek über den Tod Fischers im Jahre 1723 hinaus. Ein ungewöhnlich eigenartiges und die Raumenge souverän überwindendes Treppenhaus ziert den Stadtpalast Prinz Eugens mit seinem durch vornehme Kühle wirkenden Fassadenbild, ein mächtiges Säulenvestibül vor riesigen Treppenbahnen das in wuchtigstem Risalit vorspringende Palais Trautson und die lebensvollste plastische Durchformung die Fassaden der ehemaligen Böhmischen Hofkanzlei. In dem Bau der Hofbibliothek sagte Fischer sein letztes Wort. Ein einziger riesiger Saal, der stolzeste Büchersaal der Erde, wird von der majestätisch großen Außenarchitektur umschlossen, so daß dem fast sakral feierlich wirkenden Kuppelraum ein mächtig auffahrendes Risalit vor seitlichen Flügelwänden mit gewaltigen Dachhäuptern entspricht. Die braun-goldenen Bücherwände des Innern überwölbt Daniel Grans Kuppelfresko mit festlicher Farbigkeit, während die durch Paccassis

Festlicher Barock im Stiegenhaus des Palais Daun-Kinsky, das Hildebrandt 1713 bis 1716 für Graf Daun, den Kriegsgefährten des Prinzen Eugen, errichtete Photo Erika Martin



Flügelbauten erweiterte Bibliotheksfront den schönsten Platzraum Wiens formt.

Nicht weniger einzigartig offenbart sich Fischers Genius in der Karlskirche. Wieder ist ein ovaler Kuppelraum – die Lieblingsform Fischers – die zentrale Mitte, an die sich seitliche Türme und Triumphalsäulen schließen und mit der klassischen Tempelfront unter der steil emporsteigenden Kuppel eine fast theatralisch-reiche und pompöse Schaufront bilden, die mit der Fülle ihrer räumlich-plastischen Glieder einen bewußten Kontrast zum ruhig schwingenden Oval des hellfarbigen, jedoch kühl wirkenden Kirchenraumes gibt.

Hofbibliothek und Karlskirche wurden von Fischers Sohn Joseph Emanuel vollendet. Hildebrandt überlebte beide kaiserlichen Oberhofarchitekten. Auch er wurde Hofarchitekt, konnte den Neubau der Hofburg aber ebensowenig wie die beiden Fischer über große Planungen hinaus durchsetzen. Hildebrandt, Baumeister Prinz Eugens von Savoyen, schuf für diesen glänzenden Feldherrn, Staatsmann und Mäzen den neben Schloß Schönbrunn bedeutendsten Gartenpalast. Die beiden Schlösser des Belvedere, inniger mit dem tief gestreckten Garten verbunden als die Bauten Fischers und intimer in ihrer durch die Dächersilhouetten gegliederten Fernerscheinung wirkend, überwinden wie keine andere Architekturschöpfung Wiens alle materielle Schwere. Gleich einer visionären Erscheinung schwebt das Hauptschloß über der bewegten Fläche des riesigen Bassins zwischen Wasser und Himmel, und der Freiraum greift über Treppenhaus und Sala terrena durch den schmalen Schloßkörper, so daß er nicht nur vom Licht der Atmosphäre umgeben, sondern auch durchdrungen erscheint und die alle Wandflächen überspielende Baudekoration von ihm in ein schimmerndes Relief getaucht wird. Hildebrandts besondere Leistungen sind die Treppenhäuser in seinen Stadt- und Gartenpalästen. Das des Palastes Daun-Kinsky überragt alle anderen durch den schwebenden Reichtum seiner aristokratischen Erscheinung. Andrerseits führte Hildebrandts unheroischer Stil zur bürgerlichen Baukunst und fand in diesem Bereich seine breiteste Nachfolge.

Mit kleineren Talenten klingt die barocke Baukunst Wiens aus. Joseph Emanuel Fischer gab seinen Bauten, wie dem Reichskanzleitrakt der Wiener Hofburg, westliche Vereinfachung und Strenge, nicht anders tat es Anton Ospel in seiner durch spanische Lehrjahre gegangenen Kunst, bis der kaiserliche Hof durch die Berufung des Italieners Paccassi und des Lothringers Jadot um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder ausländischen Baumeistern zum Siege verhalf.

Links: Das Palais des Fürsten Trautson – 1710 bis 1712 von Fischer von Erlach d. Ä. erbaut – wurde 1760 von Maria Theresia für die ungarische Leibgarde erworben und ist heute Eigentum des ungarischen Staates. Oben: der Reichskanzleitrakt der Burg (1723 bis 1730) war bis 1806 Sitz der Reichsbehörden und enthielt später die Wohnräume des Kaisers Photos Erika Martin, Oswald Elbl

Die Bibliothek der Hofburg (heute Nationalbibliothek) – 1723 bis 1726 von Fischer von Erlach d. J. nach Plänen seines Vaters errichtet – wurde schon von Karl VI. der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Korinthische Säulen und Wandpfeiler, Standbilder und Deckenfresken schmücken den Prunksaal, eine langgestreckte Galerie, die durch einen Kuppelraum unterbrochen ist Photo Erika Schmauss-Bavaria

ARTHUR-HEINZ LEHMANN

Die Heimkehr der Lipizzaner

Nun kann man wieder sagen: Wer Wien besucht und nicht die Spanische Reitschule in der Hofburg gesehen hat, ist nicht in Wien gewesen. Die Lipizzaner sind nach Wien zurückgekehrt, in ihre gediegenen, anheimelnden Hofstallungen, und am Vormittag zwischen 10 und 12 Uhr kann sie jedermann mit ihren Bereitern bei der beschwingten Arbeit zur Vervollkommnung in der Kunst der Hohen Schule sehen. Auch im Stall dürfen sie zu bestimmten Zeiten besucht werden.

Die Lipizzanerhengste der Spanischen Reitschule kommen dem Menschen unbefangen und vertrauensvoll entgegen; denn seit ihrer Fohlenzeit im Bundesgestüt Piber in der Steiermark haben sie nur Gutes erfahren. Als Vierjährige werden die Hengste nach ihrer voraussichtlichen Eignung für die Reitkunst im Gestüt gemustert und ziehen dann ein in die Spanische Reitschule, wo sie zunächst an der Longe, später unterm Reiter die Grundbegriffe der Reiterei lernen, um dann allmählich in die Künste der klassischen Hohen Schule eingeweiht zu werden. Je nach Fähigkeit und Veranlagung wachsen sie mit den Jahren zu „Stars" heran, Levadeuren, Courbetteuren und Kaprioleuren.

Den Bestand der Spanischen Reitschule hat Österreich dem Oberst a. D. Podhajsky zu verdanken, der es gegen Kriegsende auf eigene Faust unternahm, die Pferde aus dem von den Russen bedrohten Wien zu evakuieren. Tatkräftige Hilfe wurde ihm von dem amerikanischen General Patton zuteil, der noch den letzten Lipizzaner mit Panzergewalt aus Hostau im Böhmerwald holen ließ, wohin das Gestüt aus der relativ sicheren Steiermark verlegt worden war, als der Krieg schon als verloren gelten mußte. – Die Spanische Reitschule wäre zweifellos von den Russen als Beute, zumindest aber als sogenanntes deutsches Eigentum vereinnahmt worden, denn ab 1938 unterstand sie der deutschen Wehrmacht.

Bis zur kürzlich erfolgten Heimkehr nach Wien hatten die Hengste und ihre Reiter eine Notunterkunft in den alten Kavalleriekasernen der österreichischen Stadt Wels gehabt. Nach dem Kriege sah sich Oberst Podhajsky, der Leiter der Spanischen Reitschule, vor großen Schwierigkeiten. Seine alten, erfahrenen Oberbereiter wie Polak, Zrust, Lindenbauer waren gestorben, die Bereiter zum größten Teil im Kriege verschollen. Es ist allein Oberst Podhajskys Verdienst, wenn er heute wieder über einen Bereiterstab verfügt, mit dem er auf den Tourneen durch Deutschland, Spanien, Amerika usw. die Lipizzaner in glänzenden Vorführungen zu Erfolgen führen konnte. Diese Reisen waren notwendig, um zu beweisen, daß die schon immer weltberühmte Spanische Reitschule noch da ist, ja, sie waren auch notwendig des wirtschaftlichen Bestandes wegen: Die Lipizzaner mußten Geld, möglichst die damals so wichtigen Devisen verdienen. — Nun aber ist der Reitsaal der Spanischen Reitschule in der Hofburg wieder hergerichtet und erstrahlt in dem Glanz, den ihm einst der jüngere Fischer von Erlach verlieh.

Die Lipizzaner und ihre Schule stellen ein Stück altes Österreich dar. Ihren Namen haben die Pferde von dem Karstort Lipizza, unweit Triest gelegen. Bereits im Jahre 1585 wurde dort ein Gestüt errichtet, dessen wechselvolle Entwicklung durch die Jahrhunderte hindurch einen oft dramatischen Verlauf nahm – worüber eine umfangreiche „Lipizzaner-Literatur" in allen Einzelheiten berichtet.

Ihren Vornamen „Spanische" verdankt die Reitschule den Pferden, denn die Urväter der Lipiz-

Arthur-Heinz Lehmann, in Leipzig 1909 geboren und heute in Ellmau/Tirol beheimatet, erzählt in fast allen seinen Büchern „von Pferden und Menschen". Die Liebesgeschichte „Hengst Maestoso Austria", 1939, die noch in diesem Jahr verfilmt werden soll, ist sein bekanntestes Werk. Weiterhin seien genannt: „Methusalem auf Rädern" (Roman, 1937); „Die Unschuld zu Pferde" (Novelle, 1942); „Die Stute Deflorata" (Roman, 1948); „Das Dorf der Pferde" (Roman, 1951); „Die heiter-ernste Roßweisheit" (1954). Im Jahre 1939 schrieb Arthur-Heinz Lehmann zusammen mit Franz Ackerl das Buch „Die edlen Lipizzaner und die Spanische Reitschule".

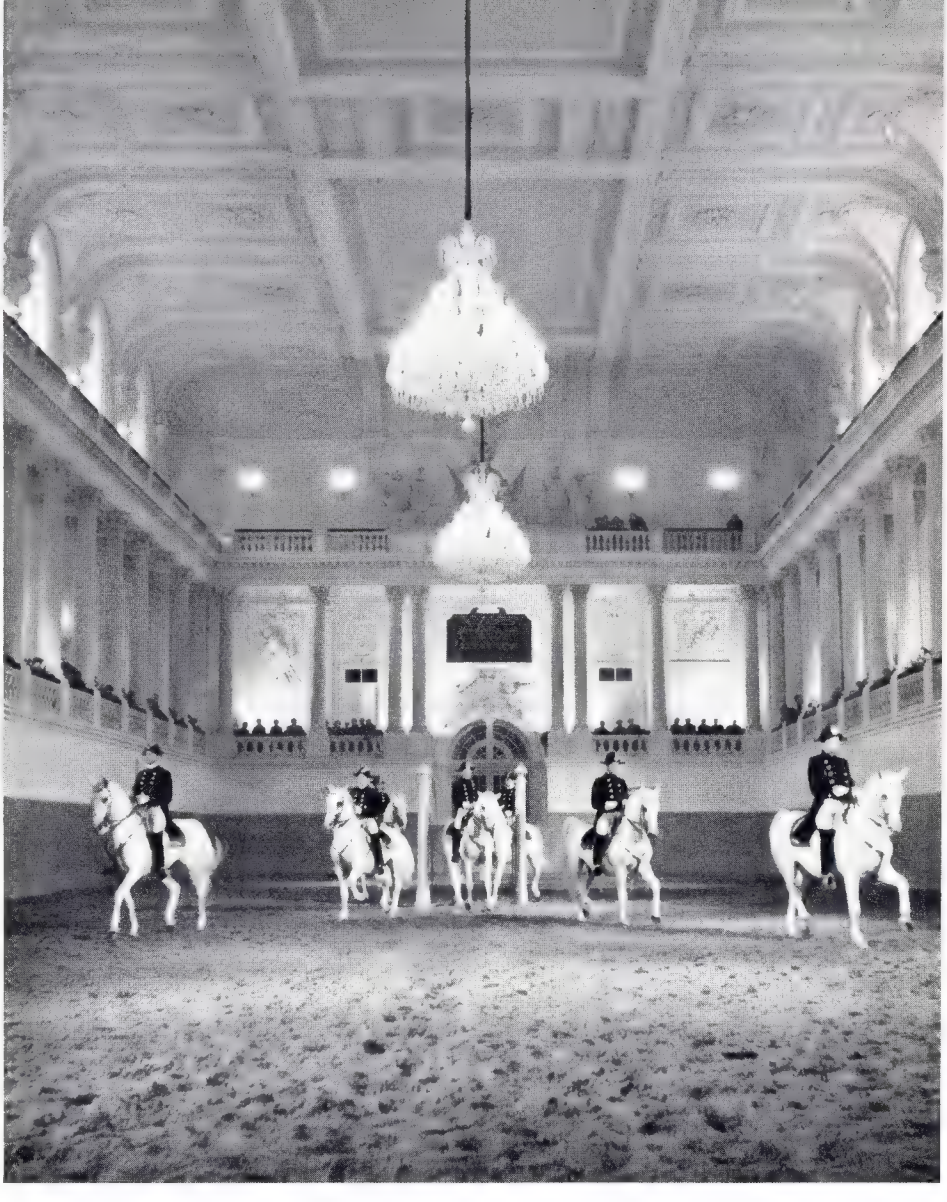
zaner waren spanische Pferde aus Andalusien, Pferde aus Oberitalien und die alte Karst-Rasse.

Die klassische Hohe Schule entstand als reine Zweck- und Kriegsreiterei mit der Erfindung des Faustrohrs, der Reiterpistole. Im Gefecht konnten die alten Vorderlader nicht geladen werden, und der Reiter mußte schaun, bald wieder aus dem Getümmel herauszukommen, um sein Schießeisen „weiter hinten" wieder schußbereit machen zu können. Dazu brauchte man Pferde, die sich auf der Hinterhand, in einer Pirouette etwa, rasch wenden ließen; ja, die Pferde mußten durch die Erhebung der Vorhand (Levade) den Reiter mit ihrem eigenen Leibe decken und in regelrechten Sprüngen wie Courbetten und Kapriolen selbst mitkämpfen können. Bei friedlichen Festen hingegen, die niemals ohne „Roßballetts" begangen wurden, kam es darauf an, daß sich die Pferde unter ihren Reitern in Seitengängen und erhabenen Aktionen (Spanischer Tritt) zierlich nach der Musik tummelten. – So wahrt die Spanische Reitschule auch alte Reitertradition in lebendiger Form, und es ist längst anerkannt worden, daß die klassische Schulreiterei die beste gymnastische Schule für Pferd und Reiter ist.

Die Spanische Reitschule in Wien wäre undenkbar ohne ihr Gestüt Piber in der Steiermark, das über Graz und Köflach leicht zu erreichen ist und den

---

In der Spanischen Hofreitschule wird die Hohe Schule heute noch nach der Lehre des Reitmeisters von König Ludwig XV., de la Guérinière, betrieben, die er in seinem berühmten Buch „L'Ecole de Cavallerie" niederlegte Photos Votava



Das Haus, in das die Lipizzanerhengste 1955 zurückkehrten, wurde um 1730 von Fischer von Erlach d. J. als „Winterreitschule" der Hofburg zugefügt Photo G. Schikola

Besucher ein wirkliches Paradies der Pferde erleben läßt. Zwischen Reitschule und Gestüt besteht ein dauernder Austausch der Kräfte. Nach Wien gehen die Junghengste in die Schule, und die Schule gibt die besten Hengste, ihre größten Künstler, dann wieder als Vaterpferde ans Gestüt ab.

Oft wird gefragt, wieso denn die Lipizzaner alle Schimmel seien. Nun, bis zur Jahrhundertwende gab es unter ihnen noch Rappen, Isabellen, Braune; aber als Araberschimmelhengste zur Blutauffrischung aufgestellt wurden, da schlug deren Weiß so stark durch, daß es heute nur noch wenige braune Lipizzaner gibt, von denen ein Hengst gegenwärtig in der Spanischen Reitschule steht.

Der Lipizzaner ist ein Pferd, das im Gegensatz zu anderen Rassen spät reif wird. Das dunkelbraun geborene Fohlen ist frühestens mit sieben Jahren ein reinweißer Schimmel geworden; dann erst tritt es als Hengst ins Erwachsenenalter ein. Durch die späte Reife erreicht der Lipizzaner auch ein sehr hohes Alter. Dreißig Jahre bei bester Gesundheit sind keine Seltenheit.

Die Trächtigkeit der Lipizzanerstuten ist ausgezeichnet, und so müssen natürlich auch hin und wieder, um der „Übervölkerung" zu steuern, Lipizzaner verkauft werden. Der Lipizzaner ist bei seiner Intelligenz, seinen angeborenen erhabenen Gangarten und seiner Gutmütigkeit vom Zirkus sehr begehrt; aber man muß schon einen guten Ruf als Pferdemensch haben, wenn man von Oberst Podhajsky oder Regierungsrat Dr. Steinlechner, Österreichs oberstem Pferdezuchtmann im Ministerium, einen Hengst oder eine Stute erhalten will.

Die Wiener machen, wenn sie den Schwibbogen zwischen Hofburg und Hofstall am Michaelerplatz passieren, gern ein Sprüngerl in ihre Reitschul', zumal der Eintritt nicht mehr kostet als eine Kinokarte. Wenn in Wien die Fremdensaison beginnt, werden auch wieder an den Sonntagen glanzvolle Vorstellungen, Produktionen, wie es nach altem Brauch heißt, geboten, und es ist für jeden Menschen, sei er Pferdefreund oder nicht, ein Erlebnis, eine Doppelquadrille zu sehen, bei der acht Bereiter die besten Hengste zu Musik von Mozart in kunstvollen Figuren und Gängen tanzen lassen.

Mit den Lipizzanern, die als Rasse das Sammelbecken edelsten Pferdeblutes sind, und der Spanischen Reitschule ist nicht nur Wien und dem kleinen Österreich ein wertvoller Besitz erhalten geblieben; Oberst Podhajsky kann wohl erst jetzt die Tragweite seiner Rettungstat ermessen, da er mit berechtigtem Stolz die Anteilnahme der ganzen Kulturwelt an der glückhaften Heimkehr der Lipizzaner in die Wiener Hofburg erfahren durfte.

Erwin H. Rainalter

Goldene Worte und ein Kompliment

Die Wienerin – gestern und heute

Erwin H. Rainalter, geboren am 6. Juni 1892 in Istanbul, war nach seinem Studium an der Wiener Universität jahrzehntelang als Journalist, vor allem als Theaterkritiker, in Salzburg, Wien und Berlin tätig. Heute lebt er als freier Schriftsteller in Wien. Von seinen Werken fanden eine besonders große Leserschaft die Romane „Mirabell" (1941), „Der Sandwirt" (das Schicksal Andreas Hofers, 1935), und „Arme schöne Kaiserin" (ein Buch um Kaiserin Elisabeth von Österreich, 1954). Autobiographisch ist die Geschichte seiner Jugend in der Türkei und in der Wachau „Wolken im Frühling" (1950), und seine Kindesheimat ist der Schauplatz des Romans „Die Seele erwacht" (1951), der im heutigen Istanbul spielt.

Will man sich ein echtes Wiener Köpferl in all seiner Anmut und in seinem ganzen einmaligen Reiz vorstellen, dann betrachte man das Mädchenbildnis von Amerling. Was die Welt je in der Wienerin sah, hat hier ein Kenner Wiens und ein Kenner der Frau zu hinreißender Wirkung zusammengefaßt: dieses weiche Profil verrät Sanftmut und Fügsamkeit, gleichzeitig spricht aus den Augen ein Temperament, das so viele fremde Beobachter der Wienerin zubilligen.

Zu den Malern gesellten sich die Dichter, um das Lob der Wienerin zu verkünden. Aber wenn diese Dichter selbst Wiener waren, dann versagte sich ihnen die Fähigkeit, Frauen anderer Zeiten und anderer Zonen objektiv zu sehen. Hier muß man an Grillparzer denken: zweimal flammte dieses spröde Herz auf, und beide Male war die Geliebte der Prototyp der Wienerin. Unsterblich geworden ist durch ihn seine ewige Braut Kathi Fröhlich, das Mädel mit der unerfüllten Sehnsucht. Man entsinnt sich des Bildes, das Daffinger von ihr gemalt hat – dieser dunklen Locken, dieses zärtlichen Ovals, aus dem sich die Augen mit einem traurigen Blick auf den Beschauer richten. Aber Daffinger hat auch die Züge der zweiten Frau, die Grillparzer liebte, festgehalten: ein wesentlich anderes, rassiges Gesicht, aus dem ein zügelloses Temperament sprüht. Diese Marie, an die der Dichter die bitteren Worte richtete: „Oh, du bist boshaft, boshaft; ich habe das oft erfahren!", wurde dann die Gattin Daffingers selbst, des Künstlers, dessen Pinsel Frauenschönheit so behutsam und voll tiefer Einfühlung zeichnete. Aber verfallen blieb Grillparzer diesem rätselvollen Weibe lange, das Wienerische an ihr zog ihn mächtig an, und somit darf es nicht wundernehmen, wenn sogar seine antiken Frauengestalten, etwa die Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen", nichts anderes waren als kostümierte Wienerinnen.

Manchmal will uns scheinen, als wäre Wien nie so reich an schönen und begabten Frauen gewesen wie in der Biedermeierzeit. Sie vermochten sich die Herzen der Wiener vollkommen untertan zu machen – dies gelang etwa Therese Krones, die ein kleines Luder war, aber als „Jugend" in Raimunds „Der Bauer als Millionär" die Verse „Brüderlein fein, einmal muß geschieden sein" so hinreißend sang, daß die süße Melodie für Jahrhunderte nicht mehr verstummen konnte. Doch noch größer war der Sieg, wenn nicht nur die Heimatstadt, sondern ein Kontinent, ja eine Welt erobert wurde. Diesen Triumph erlebte Fanny Elßler, die Tänzerin, die von ihren Zeitgenossen als ein Phänomen an Schönheit, an Grazie, an schwereloser Tanzkunst bewundert wurde.

Spiel, Tanz, Gesang, ein wenig holder Leichtsinn – sind dies nun also wirklich die entscheidenden Züge im Wesen der Wienerin? Nun, wir brauchen aus der Biedermeierzeit nicht allzu weit zurückzuwandern in eine nahe Vergangenheit, um der größten Wienerin zu begegnen, die jemals gelebt: Maria Theresia. Das Wunderbare ist, daß man sich diese weithin herrschende Kaiserin sehr wohl als eine schlichte Bürgersfrau denken könnte. Sie war eine vorbildliche Gattin, die nie so glücklich war, als wenn sie nur Weib sein durfte. Sie erzog ihre vielen Kinder mit Ernst und in wahrer Gottesfurcht, und

Friedrich von Amerling: Porträt einer Wienerin. Amerling, der 1803 in Wien geboren wurde und 1887 dort starb, war ein Schüler von Thomas Lawrence; er galt zu seiner Zeit als der bedeutendste Bildnismaler der österreichischen Aristokratie

Farbaufnahme Heinz Gleixner

wunderschön sind die Briefe, die sie an ihre Tochter Marie Antoinette, die unglückliche Königin Frankreichs, richtete. Man liest hier goldene Worte: „Das einzige wirkliche Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe: ich kann es bezeugen. Alles hängt von der Frau ab, wenn sie nachgiebig, gut und amüsant ist." Oder, nicht minder klug: „Ich bitte Sie also als Ihre Freundin und zärtliche Mutter, die aus Erfahrung spricht, sich weder hinsichtlich Ihrer Figur noch Ihres Auftretens gehen zu lassen und zu vernachlässigen. Sie würden es zu spät bedauern, meine Ratschläge nicht beachtet zu haben."

Die Wienerin also kann auf eine erlauchte Ahnenreihe zurückblicken. Das Sonderbare aber ist, daß die Kaiserin ihr zum Vorbild für ein ehrbar gelebtes bürgerliches Dasein wurde, während die Frauen, die aus dem Bürgertum zu Glanz und Ruhm aufstiegen, für bürgerliche Sitte und Strenge manchmal weit weniger übrig hatten. Nun wird natürlich nicht jedes Wiener Mädel eine Therese Krones oder eine Fanny Elßler; aber auch Kathi Fröhlich, die „ewige Braut" Grillparzers, bleibt ohne viele Nachfolgerinnen, weil der selbstlose Verzicht, zu dem sie sich durchrang, der Wienerin eigentlich nicht liegt. Sie liebt das Leben und will es an sich reißen. Sie kann eine sehr brave Hausfrau werden, die alle Pflichten des Alltages erfüllt. Aber ihr Puls geht dabei doch im Dreivierteltakt. Die Zugehörigkeit zu einer Stadt, die als erste wirkliche Volksbühnen besaß und der man ihre Liederseligkeit nachrühmt, läßt sich nicht verleugnen.

Diese Stadt, dieses Wien aber – das darf man nicht vergessen – war durch Jahrhunderte der beherrschende Mittelpunkt eines weiten Reiches, in dessen Grenzen viele Nationen wohnten. Kulturell und geistig strebten sie alle diesem Zentrum zu. Wien wurde für Kroaten und Polen, für Ruthenen und Slowaken eine sehr liebenswürdige Lehrerin. Die Stadt empfing viel von den vielfältigen Temperamenten, die hier zusammenströmten, und sie gab nicht minder viel. Sie wurde zu einem ungeheuren Schmelzkessel. Jede Stagnation wurde vermieden, es kamen immer wieder neue Impulse. Mehr noch als der Mann zog die Frau daraus Vorteil. Sie wurde zu jenem Geschöpf, das für die ganze Welt einen Begriff bedeutete.

Um die Jahrhundertwende wurde die Wienerin von den Dichtern versüßlicht. Man erfand das „Süße Mädel", und Arthur Schnitzler machte es mit der Komödie „Liebelei" und mit den graziösen Partnerinnen seines Anatol literaturfähig. Aber dieses Mädel gehörte einer Zeit an, die uns nun schon fremd geworden ist. Es war das künftige Hausmütterchen, es wuchs auf im Schatten des häuslichen Herdes, wurde ziemlich streng gehalten und war doch, wenn es sich in ein Abenteuer verirrte, der Aufopferung und Selbstvergessenheit fähig. Seither hat sich nicht nur in Wien, sondern allüberall manches von Grund auf geändert. Das süße Wiener Mädel von ehedem wurde politisch reif, es erhielt das Wahl-

Moritz Michael Daffinger (1790–1849): Bildnis seiner Frau Marie

Albert v. Theer (1815–1902): Kathi Fröhlich, Grillparzers Braut, mit ihrer Schwester

recht. Die Hohen Schulen erschlossen sich ihm ebenso wie alle Büros: es gibt in der Stadt an der Donau weibliche Ärzte, Rechtsanwälte und sogar Richter; kaum ein Mädel, das es sich leisten kann, ohne Beruf zu sein, und dieser Beruf wird oftmals beibehalten, wenn aus dem Mädchen eine Frau geworden ist.

Doch diese Wandlung blieb nicht auf Wien beschränkt, sie hat das Gesicht Europas und Amerikas und auch Asiens geändert und sogar den Mohammedanerinnen die Emanzipation gebracht. Läuft nun die Wienerin Gefahr, dadurch ihre Eigenart zu verlieren und sich einem allgemeinen Typus farblos und ohne eigenen Wuchs anzupassen?

Vielleicht darf man hier ein Kennzeichen der Wienerin hervorheben, das keineswegs so äußerlich ist, wie es scheinen mag: ihren ausgeprägten Geschmack. Eine gewisse Enttäuschung jedes Fremden, der nach Paris kommt, ist: er merkt sehr bald, daß die berühmte Pariser Mode vielfach ein Exportartikel bleibt, wogegen die Pariser Durchschnittsfrau sich häufig mit ernüchternder Einfachheit kleidet. Die Wiener Mode ist nicht minder für alle Welt ein Begriff, aber ihr dient fast jede Wienerin als Mannequin: die Mädchen und Frauen der Stadt kleiden sich alle mit erlesenem Geschmack, und sie brauchen wahrhaftig nicht viel Geld, um ihren Traum, gut auszusehen, zu erfüllen.

Aber man wird zugeben, daß die Kleidung für eine Frau wichtig ist, ohne daß sie doch „alles" wäre. Etwas bleibt übrig, das auch die moderne Wienerin, die nicht mehr den Kochlöffel schwingt, sondern auf der Schreibmaschine klappert, aus der Menge ihrer Schwestern hervorhebt, und dieses Etwas ist schwer zu definieren. Wieder müssen wir die Rassenmischung, der so viele Wienerinnen ihre Existenz verdanken, als Erklärung für das Phänomen heranziehen, daß es in dieser Stadt keine schwerfälligen, keine plumpen Frauen gibt. Das Schicksal meinte es mit diesen Geschöpfen gut, indem es sie von den vielen Völkern der Monarchie immer nur das Beste erben ließ: von den Italienern das Temperament, von den Ungarn das Feuer, von den Kroaten südliche Leidenschaft und von ihrem eigenen deutschen Stamm Gründlichkeit und Pflichtgefühl. Rühmt man einer Frau nach, daß sich in ihr solche Eigenschaften vereinen, dann hat man ihr eigentlich ein Kompliment gemacht. Und die Wienerin ist ein Kompliment schon wert.

Die Krone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war mehr als 800 Jahre das erhabene Symbol des Abendlandes. Für die Kaiserkrönung Ottos des Großen (962) geschaffen, erhielt sie ihre jetzige Gestalt durch das Kreuz Ottos III. und den Bügel Konrads II. Heute wird sie zusammen mit den anderen Reichskleinodien in der Schatzkammer der Hofburg aufbewahrt

BRUNO THOMAS

SCHATZKAMMER DER KUNST

Zum Bilde, das sich die Welt von Wien macht, gehört unbestritten seine kaiserliche Vergangenheit, Stephansdom und Ringstraße, seine Oper, Philharmoniker und Sängerknaben, die großen Meister unserer Musik, der Walzer, Theater und Mode, Wienerwald und Heuriger. Es ist nicht wenig, was diese eine Stadt an allgemein verbindlichen Werten zu bieten hat, dies zudem in unverwechselbarer Mischung, die eine besondere Atmosphäre schafft. Operette und Film haben davon ein stark versimpeltes Klischee in die Welt hinausgetragen. Damit ist manches in den Hintergrund getreten...

Mit den in seinen Museen und Sammlungen aufgehäuften Kunstschätzen zählt Wien zu den ersten sechs oder acht Kunstzentren der abendländischen Welt. Louvre und Britisches Museum, Vatikan und Kunsthistorisches Museum gehören *einer* Kategorie an. An einer hochgradig gefährdeten Stelle, an einem weltpolitisch seit je neuralgischen Punkt gelegen, hat Wien im Gegensatz zu Berlin und Dresden seine Kunstschätze nahezu unversehrt herübergerettet. Welch ein Glücksfall von Weltbedeutung! Wo ist heute auf diesem östlichen Längengrad ein solcher „Schatz" des Abendlandes der westlichen Welt noch allgemein zugänglich? – Im vergangenen Jahr zählten allein die Kunsthistorischen Sammlungen Wiens 470 000 Besucher. Soll das bedeuten, daß die einheimische Bevölkerung und das europäische Publikum, bewußt oder unbewußt, diese Rettung in ihrem tiefen Sinn vom Geistigen her erkennen?

Es sind die unvergleichlichen Werte von einmaliger Prägung, die in Wien ihre stete Anziehungskraft ausüben. Es sind die historisch gewachsenen Gruppen von einheitlichem Charakter, die bestechen. Und es ist die Vollständigkeit an Entwicklungen, an Übergängen, an Varianten, die den beglückenden Eindruck der Unerschöpflichkeit auslösen.

Ein tief eingewurzelter Sinn fürs Bewahren hat dieser Stadt dabei seit alten Zeiten viel geholfen, beim Herrscherhaus und seinen Würdenträgern ebenso entwickelt wie beim Staat, der Kirche und den Bürgern. Die ungeheuren sozialen Umschichtungen haben natürlich auch der Stadt Wien als Kunstzentrum gewaltige Einbußen verursacht. Die Sammlungen der Fürsten Liechtenstein, der Grafen Czernin und Lanckoroński etwa sind nicht mehr in ihren Mauern. Ebenso ist fast alles, was das 19. und 20. Jahrhundert in den bürgerlichen Häusern der Industriellen und Bankiers erwachsen sah, in alle Winde zerstreut. Heute hat der Staat nahezu die volle Verantwortung, das Verbliebene beisammen zu halten und nutzbar zu machen. Und das ist zum Glück immer noch ein unermeßlicher Wert.

Es beginnt bei der „Schatzkammer" in der alten Hofburg, genau dort, wo sie – ein seltener Fall von Tradition – im 13. Jahrhundert begründet wurde. Ihr Bestand umfaßt die kaiserlichen Insignien, von der Krone Ottos I. (962) bis zum letzten Reliquiar des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, welches von hier aus fast vierhundert Jahre lang bis zu seiner Auflösung 1806 regiert wurde, den burgundischen Schatz des Goldenen Vließes, die Insignien des österreichischen Kaisertums, voran die Rudolfinische Krone, die siebenbürgische Krone Bocskays, Napoleonica und die vielen historischen Meßgewänder. Von da führt der Weg in die Neue Burg mit den Harnischen und Waffen der Leibrüstkammer, deren Entstehung bis 1438 zurückzuverfolgen ist. In dieser vielseitigsten Armeria der abendländischen Welt ist zusammengefügt, was Herrscher und Feldherren vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert an persönlichem Rüstzeug für Kampf und Sport, Jagd und Fest an Waffen, zu Schutz und Schmuck an sich trugen.

Welch gewaltiger Reichtum im Hause der Kaiser und Erzherzöge entfaltet wurde, das erweist heute noch in unüberbotener Weise die „Kunstkammer", d. s. die Sammlungen für Plastik und Kunstgewerbe im Kunsthistorischen Museum. Auch sie erwachsen aus dem persönlichen Bedürfnis und Gebrauch der Habsburger. Ihr Reichtum ist wahrhaft unermeßlich, an Schmuck und Gerät, an Goldschmiedekunst und Halbedelsteinen, an Bergkristallen, Uhren und Automaten, an Bronzen, feiner Stein-, Elfenbein- und

Das goldene Salzfaß des Benvenuto Cellini, 1540–1543 für Franz I. von Frankreich gearbeitet Kunsthist. Museum

Holzskulptur. Das reicht vom frühen Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert, vom Wiltener Kelch über Benvenuto Cellinis Saliera bis zum Goldservice Maria Theresias. Dazwischen liegen die Kostbarkeiten Friedrichs III., die des Letzten Ritters, Ferdinands von Tirol und Kaiser Rudolfs II. Zum höfischen Leben gehörten auch die nahezu neunhundert in Wien erhaltenen Tapisserien oder Bildteppiche, gewirkt zu wechselnder Auszierung der Wände bei Festlichkeiten – eine der größten Sammlungen ihrer Art in der Welt. Krönungen und Hochzeiten, Huldigungen und Begräbnisse entfalteten in der Ausstattung der Pferde und des Personals, vor allem aber der Karossen Geschmack und Prunk. Die Wagenburg in Schönbrunn gibt davon eindrucksvollste Kunde. Und auch die kaiserlichen Särge der Kapuzinergruft sind Zeugnisse vollendeten höfischen Kunstschaffens.

Die Habsburger vereinigten auch die Medaillen und Münzen, die heute dem Wiener Münzkabinett den Rang eines der drei ersten der Welt verleihen. In den alten Musikinstrumenten, die heute in der Neuen Burg einen einzigartigen Bestand bilden, dokumentiert sich nicht nur die große Rolle Wiens in der Musik, sondern alle Handwerkskunst der Erfinder und Hersteller. Überall in den genannten „Kunsthistorischen Sammlungen" mit ihrer gemeinsamen Wurzel und Quelle ist das 15. Jahrhundert schon sehr bedeutungsvoll vertreten, das 16. aber, das der Renaissance und des Manierismus, bildet ihren Gipfelpunkt, so würdig auch wohl das 17. und 18., Barock und Rokoko, vertreten sind. Für die Spätzeit denkt man an die kaiserliche Tafelausstattung der „Silberkammer" unter der Kuppel der Hofburg, welche Rokoko und Klassizismus in Porzellan, Gläsern und Edelmetall gültig dokumentiert.

Eine zweite riesige Kunstgewerbesammlung, vor neunzig Jahren vom Staat angelegt, beherbergt Wien am Stubenring. Ihr Reichtum an Textilien aller Art, Glasfenstern, Möbeln, Porzellan, überhaupt Keramik, Glas, durchmißt die Räume von der Spätantike bis zur Jetztzeit. Hier ist Ostasien vertreten, hier in der unübertroffenen Teppichsammlung mit so berühmten Einzelstücken wie dem Jagdteppich der nähere Orient: die Hochkulturen der Levante, der Türkei, Persiens, Indiens. Nach der anderen Himmelsrichtung schweift der Blick, der im Museum für Völkerkunde (in der Neuen Burg) Alt-Amerika sucht. Welche Sammlung dieser Art hat ihre Wurzeln bei einem Wunderwerk wie dem mexikanischen Schatz Montezumas, den Cortés 1519 an Kaiser Karl V. sandte? In die eigene Vergangenheit weit hinab steigt die prähistorische Sammlung im Naturhistorischen Museum mit Höchstleistungen der bildenden Kunst des ältesten Mitteleuropa. Die gleichzeitigen frühen Hochkulturen am Nil, in Griechenland und Rom vertreten die ägyptisch-orientalische und die Antikensammlung im Kunsthistorischen Museum. Die Kultkammer des Prinzen Kaninisut und die größte Kameensammlung der Welt markieren ihrerseits absolute Höhepunkte.

Die Rolle der Stadt Wien selbst in der künstlerischen Hervorbringung zeichnet das Historische Museum im Rathaus von vorrömischer Zeit bis zur Gegenwart nach. Das Niederösterreichische Landesmuseum weitet, ähnlich wie das Erzbischöfliche Diözesanmuseum, den Denkmälerkreis über das ganze Kernland eines Weltreiches. Das Volkskundemuseum belegt die bäuerliche Kultur vor allem Österreichs. Die Österreichische Galerie in den drei Palastbauten des Prinz-Eugenschen Belvedere stellt die hohe malerische und bildhauerische Leistung des österreichischen Stammes im Mittelalter (Pacher),

Detail aus dem gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandenen persischen „Jagdteppich", einer einzigartigen Kostbarkeit der Teppichsammlung im Museum für angewandte Kunst Farbaufnahme Anton Knoll

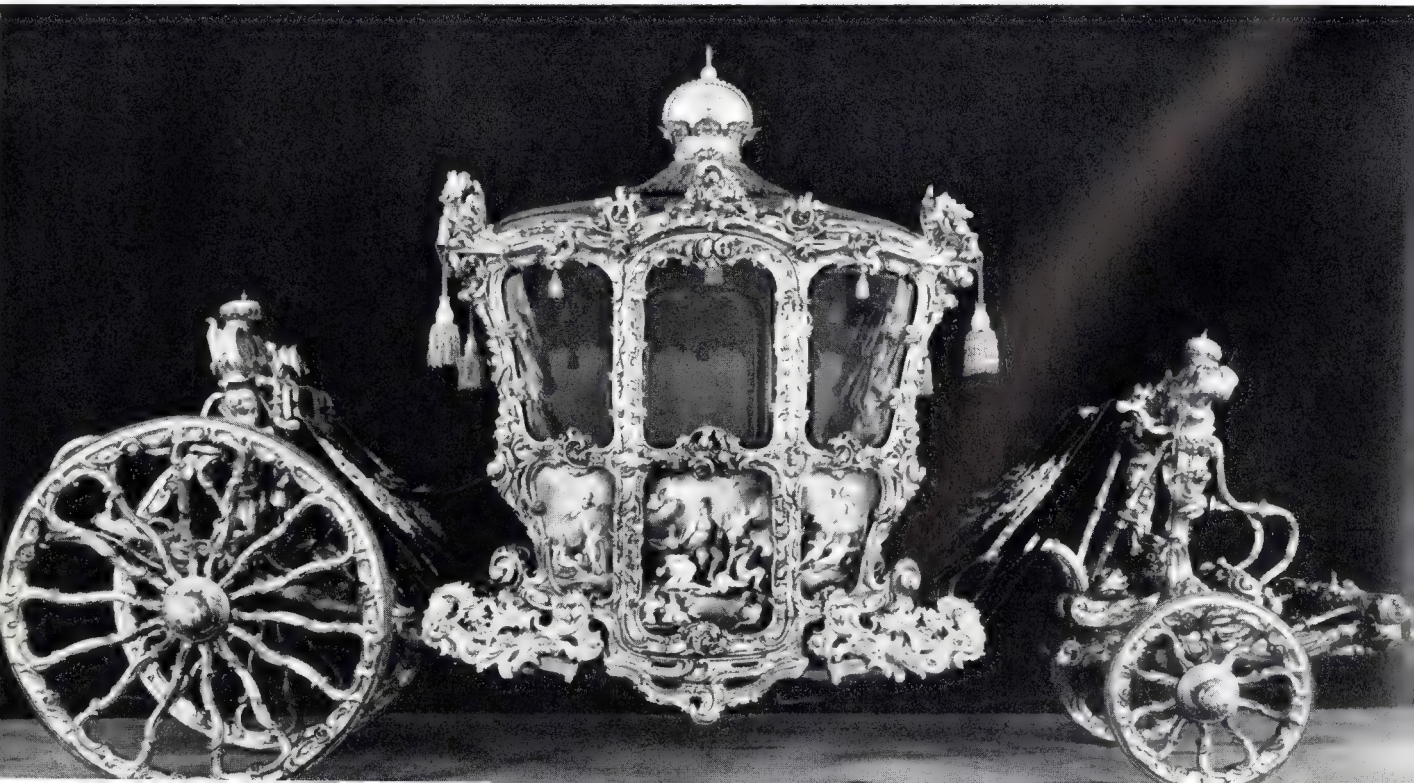
Aus dem Besitz des Kunsthistorischen Museums: Bildnis des kaiserlichen Hof-Antiquars Strada von Tizian, 1568 (links); Imperialwagen des Wiener Hofes, 18. Jh. (unten); Gemma Augustea, eine römische Arbeit um Christi Geburt (rechts oben). Im Museum für Völkerkunde: Opferschale aus dem 1519 von Cortés nach Europa gebrachten Schatz des Aztekenkaisers Montezuma (rechts unten) Photos Kunsthistor. Museum (3), Barbara Hirschenhauser

im Barock (G. R. Donner) und in der Folgezeit bis heute eindrucksvoll vor Augen.

In dieser Belvedere-Galerie tritt gegenüber den anderen Künsten die Malerei in wachsendem Maße beherrschend in den Vordergrund. Die zweidimensionale Kunst des Stiftes und des Pinsels feiert schließlich in Wien ihre Triumphe in der graphischen Sammlung der Albertina mit ihren ungeheuren Beständen von Handzeichnungen und Druckgraphik, in der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek mit ihren Hunderten von abend- und morgenländischen Bilderkodizes ersten Ranges von der Spätantike bis zum Barock, in der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums, die eine strahlende Gesamtschau europäischer Malerei eröffnet wie nur wenige Galerien der Welt.

Es sind dieselben großen Meister, Alt-Niederländer, Flamen und Holländer, Deutsche, Spanier und Franzosen, vor allem aber Italiener, die den Ruhm der Gemäldegalerie und gleicherweise der Albertina begründet haben. (Englische Kunst fehlt hier wie überall in Wien fast völlig.) Sekundiert werden beide von den entsprechenden kleineren Sammlungen der Akademie der Bildenden Künste.

Bei den Niederländern reicht die stolze Reihe von van Eyck bis Bruegel, mit all den großen Namen sonst, die zwischen 1450 und 1550 Bedeutung haben. An ihrem Ende stehen eben die fünfzehn Gemälde Pieter Bruegels des Älteren, die einen der größten Werte im Kunstbesitz Wiens ausmachen. Das 16. und 17. Jahrhundert stellt den Höhepunkt dar. Holbein und Dürer, von dessen zeichnerischem Nachlaß in der Albertina ein ganz besonders be-



merkenswerter Bestand bewahrt wird, Raffael und Michelangelo als geniale Zeichner, Giorgione und Tizian, Veronese und Tintoretto, überhaupt die Venezianer in reichster Prachtfülle, Lotto und Correggio, Rubens und van Dyck, Rembrandt als erster unter all den vielen Holländern, Velazquez mit seinen Königs- und Infantenbildnissen, das prunkvolle europäische Barock mit all seinen ersten Namen, die Venezianer des 18. Jahrhunderts, schließend mit der leuchtenden Reihe der Wiener Stadtansichten des Bernardo Bellotto, genannt Canaletto. Europa ersteht hier feierlich und glanzvoll in Farbe und Form, in Gestalt und Geist.

Es ist ein Schmerz, der kaum mehr zu beheben sein wird, daß die europäische Malerei und Plastik des 19. und 20. Jahrhunderts demgegenüber in Wien nicht entfernt so würdig vertreten ist.

Die Meisterwerke bildender Kunst, welche Wien zu einer Schatzkammer stempeln, müssen als Symbol einer gewaltigen Sammelleidenschaft, einer vorbildlichen Hingabe an die Größe bildender Schaffenskraft gelten, welche hier einen Organismus von Sammlungen erstehen ließen, die für sich allein der Stadt Weltbedeutung zu verleihen imstande wären.

ALEXANDER WITESCHNIK

Musik aus Wien erobert die Welt

Musikalität ist eine Eigenschaft, die man dem Wiener seit eh und je gern zugestanden hat; ja, die beiden Begriffe Musik und Wien sind im Bewußtsein der Welt so eng miteinander verknüpft, daß man den einen kaum mehr denken kann, ohne daß der andere mit aufklingt. Das ist kein Zufall. Einmalige geschichtliche Tatsachen haben diese Gedankenassoziation geschaffen.

Kaum daß hier die ersten Herzöge seßhaft werden, kaum daß diese Stadt eine Stadt ist, sprießt schon die erste Musikblüte aus ihrem Boden, die fast der gesamten Minnedichtung die Note des Wienerischen aufprägt. Walther von der Vogelweide lernt hier „singen unde sagen" und findet bis dahin nicht erhörte Töne einer – man ist versucht zu sagen – Schubertschen Ergriffenheit des Herzens. Und neben ihm Neidhart, der Zauberer der „ungefügen Töne", der erste Walzerkomponist, die erste Verkörperung der andern, der dionysischen Seele dieser Stadt, die oberflächliche Betrachter gern für ihre einzige gehalten haben...

Wenige Jahrzehnte später ist die aufblühende Bürgerstadt bereits randvoll von den Liedern der Fahrenden, dem Saitenspiel und Geblase der Stadtmusikanten. Die „Nicolai-Bruderschaft" begründet sich, die erste regelrechte Musikerzeche auf europäischem Boden. „Mehr Musicos und Instrument – Findt man gwißlich an kheinem end", singt der wackere Schulmeister Wolfgang Schmeltzl, der treffliche Wiener Hans Sachs, der hier die Lieder von der Straße aufklaubt. In Kaiser Max, dem letzten Ritter, dem Humanistenkaiser, aber ersteht der Stadt ein Kunstmäzen, der sie zur zweiten Musikblüte hinführt. Er zieht eine Reihe der bedeutendsten Virtuosen seiner Zeit an den Wiener Hof und schafft in der Wiener kaiserlichen Hofkapelle die erste Tonkünstlervereinigung großen Stils.

Zur Zeit der barocken Kaiserherrlichkeit rückt Wien, zur Metropole eines Weltreiches erhoben, ins Zentrum aller kulturellen Bestrebungen des Abendlandes. An der Donau hat die barocke Allkunst ihre große Zeit erlebt. Wie sich fast die gesamte Entwicklung des Barocktheaters in ihren entscheidenden Wendungen im Donauraum abspielte, so hat die Oper Italiens, das Wunderkind des Barock, in Wien ihre prächtigsten Blüten getrieben. Die Habsburger gehen in der Pflege der Tonkunst mit gutem Beispiel voran. Durch mehrere Generationen hindurch herrschen Komponisten auf dem Kaiserthron. Von Ferdinand II., dem „Urheber des 30jährigen Krieges", erzählt man, daß er nur zwei Leidenschaften besaß: die Jagd und die Musik. Sein Sohn Ferdinand III. begann bereits, sich in der Komposition zu versuchen, Leopold I., der Türkenbekämpfer, versah alle Familienereignisse mit hausgemachter Musik. Sein Leibinstrument war nebst der Flöte das Spinett, das er trefflich zu spielen verstand. Karl VI., der Vater Maria Theresias, leitete gerne vom Klavier aus die Opernaufführungen seiner Hofmusici. Die Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Theresia, die künftige Kaiserin, wirkten im Ballett mit und sangen die Arien-Einlagen des Kaisers. Die Hofkapelle steigt auf einen Stand von 140 Musikern. Es sind die hochaufrauschenden Tage der fruchtbaren Hofpoeten und Hofmusici, die der nahe Süden in erstaunlicher Fülle ausschüttet. Weit öffnet die Stadt dem Fremden ihre Tore. Sie durfte es wagen, ihrer Kraft bewußt.

Eine Generation später erweist sie ihre einzigartige Fähigkeit, alle Fremdgaben einzuschmelzen, in Eigenbesitz zu verwandeln. Maria Theresia ruft Gluck als Musiklehrer ihrer Kinder an den Hof.

Dr. phil. Alexander Witeschnik, 1909 in Wien geboren, studierte an der Wiener Universität Germanistik und Musikwissenschaft; seit 1934 ist er Feuilletonredakteur und Musikkritiker. Seine schriftstellerische Laufbahn begann mit dem Buch „Die Dynastie Strauß" (1939); es folgten „Franz Schubert – ein Lebensbild" (1943) und „Musik aus Wien – die Geschichte einer Weltbezauberung" (1943). Alexander Witeschnik war außerdem Mitverfasser des Werkes „300 Jahre Wiener Operntheater" (1954) und schrieb zwei Jugendromane (über Mozart und Johann Strauß).

Ferdinand Georg Waldmüller (1793–1865): Vorfrühling im Wienerwald. Ausschnitt. Farbaufnahme Heinz Gleixner

Gluck zertrümmert den kothurnstelzenden Koloß der erstarrten italienischen Barockoper und schenkt der Welt den Typ des seelisch bedingten Musikdramas, indes unabhängig von ihm Haydn die Symphonie erschafft. Mozart führt auf eigenen Wegen beider Werk fort, öffnet das Tor in ein neues Opernjahrhundert und reicht die Fackel an Beethoven weiter, der sie in die erhabenen Höhen der Weltmusik emporträgt... bis in Schubert auch der bodenständige Genius ersteht, der für immer zum klingenden Sinnbild der Stadt geworden ist. Was Wien in diesen Jahren hervorbringt, ist nichts Geringeres als der deutsche Anteil an der Weltmusik. Hier, auf diesem Boden ist die deutsche Tonkunst zur Weltgröße emporgewachsen.

Aber die musikalische Kraft dieser Stadt erschöpft sich damit noch nicht. Zum andern Male zeigt Wien im melodischen Umriß seine Zwiegesichtigkeit: Neidhart neben Walther, Lanner – Strauß und der Wiener Walzer neben Schubert! Auch der Walzer, rund um die Erde klingend, ein Stück Weltmusik! Und die klassische Wiener Operette, deren Glückseligkeitsphilosophie („Glücklich ist, wer vergißt") von Suppé und Millöcker bis Kálmán und Lehár zu einer Weltfaszination wird. Und zur selben Zeit, da Johann Strauß seinen Donau-Walzer und seine „Fledermaus" schreibt, wandert Bruckner durch die Gassen der Ringstraßen-Metropole und türmt, in letzter Einsamkeit mit seinem Gott, seine klingenden Gralsburgen gegen den Himmel, findet Brahms hier seine Wahlheimat und macht die Symphonie endgültig zu einer Wiener Angelegenheit, spannt Hugo Wolf zum zweiten Male nach Schubert von hier aus einen Liederhimmel um die Welt.

So hat Wien durch die Jahrhunderte die großen Musikgeister unentrinnbar in seinen Bann gezogen, hat bis zu Schuberts Tod – und darüber hinaus – fast die gesamte deutsche Weltmusik gehegt, genährt, aus sich herausgeschöpft. Wo liegt die Erklärung für diese einzigartige Fähigkeit, die keine Parallele findet in der Kulturgeschichte des Abendlandes? Da ist zuvörderst der landschaftliche Zauber dieser Stadt, ihr naturhafter Charakter, der sich durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart erhalten hat. Noch blauen die Berge am Rande, noch säumt der Strom den Häuserkern, noch grünen die Aubäume bis hinein in das Herz der Stadt, noch erkennt man unter der Straßendecke den Lauf der Flüsse und Bäche, das Berg-und-Tal-Profil der Stadt, in welchem sich die letzten zur Donau abklingenden Wellen des Alpenvorlandes abzeichnen, und man braucht nicht erst die vielberufenen Rebenhügel zu beschwören, um zu fühlen, daß diese Landschaft klingt, daß sie voll ist von Melodie. Im Grunde ist jede echte Wiener Kunst Wienerwald-Kunst. Schwind holt die Sterne, Waldmüller die Sonne vom Wienerwald-Himmel, Schubert hat hier sein ergreifendes Lächeln unter Tränen gelernt, und alle Walzer von Strauß sind „G'schichten aus dem Wienerwald". Brahms, dem schwerblütigen Hanseaten, ging in der Morgenfrühe der silbrigen Praterauen das Herz auf, Hugo Wolf findet immer wieder im südlichen Weingelände vor der Stadt das Zauberwort, und Beethoven, der große Unbehauste, der zeitlebens keine Wohnung fand, die seinem ungebärdigen Geist entsprach, hat in Wahrheit in den Wäldern, in der Landschaft um Wien gewohnt, die seinem eigenen Bekenntnis nach „mitkomponiert" hat. Hier erhorcht er die Themen seiner Symphonien, hier ringt er mit seinem Gott.

Es ist eine Landschaft, die alles Verkrustete löst. Man muß sie nicht erobern, sie gibt sich hin. Ihre

weich hinflutende Linie weckt die Sinne und die musikalischen Empfindungen auf. Davon hat die Stadt, davon haben ihre Bewohner den Wesenszug ihrer Seele erhalten. Dazu kommt der Urrhythmus dieses Bodens, der seit Neidharts Tanzliedern durch alle Äußerungen schlägt. Es ist die Naturgebärde eines im Grunde dämonischen Bodens, auf dem die Bewohner – ein altes Kolonisten- und Weinbauer-

---

Musiker-Silhouetten: Wolfgang Amadeus Mozart, Ludwig van Beethoven (auf dieser Seite) und Johann Strauß (S. 43 oben) von Hans Schließmann; Anton Bruckner (S. 43) und Johannes Brahms (S. 44) von Otto Böhler

volk – von Zeit zu Zeit immer wieder die Tanzwut befällt. Und noch eins: als Grenzstadt weit vorgeschoben in den slawischen Raum, lebt diese Stadt Tür an Tür mit fremden Völkern. Hier an der Brücke zwischen Nord und Süd, zwischen Abend und Morgen begegnen einander die Stämme, mischen sich die Rassen. Alles schmilzt die Stadt ein: „an der Donau wird der Mohr zum Wiener". Aus einer fröhlichen Rassenmischung aber ersteht das Volk „der Tänzer und der Geiger": weltoffen, sinnesoffen und musikalisch bis ins Mark. Immer sind es die Grenzräume, Grenzen der Völker und der Rassen, an denen sich die potentielle Musikalität kristallisiert: im böhmisch-deutschen Raum wachsen die Erzmusikanten aus dem Boden, im Südsteirischen tropft das Lied vom Himmel ... in Wien wird die Musik vollends zu einem Wesenszug, der die Stadt und ihre Menschen prägt. Aus solcher Atmosphäre wachsen dann Musiziergemeinschaften wie die Wiener Sängerknaben, die mit ihren Engelsstimmen die Welt erobern; oder die Wiener Philharmoniker, die Knappertsbusch einmal die „Unvergleichlichen" genannt hat. Es gibt viele exzellente Orchester in der Welt, aber es gibt kein zweites von solcher Bodenständigkeit wie dieses. Seit über einem Jahrhundert ergänzt sich dieser Klangkörper ausschließlich aus den Kräften dieser Stadt. Der Vater reicht dem Sohn die Kunst des Instrumentenspiels und die Geheimnisse der Wiedergabe weiter. Die Art wie Brahms seine Haydnvariationen mit ihnen aus der Taufe hob, die Tempi, die Bruckner bei der Uraufführung seiner „Siebenten" nahm, das ist gleichsam noch lebendig unter ihnen. Daraus ergibt sich die starke persönlichkeitsbildende Kraft dieses Klangkörpers. Hier sammelt sich nicht bloß die Auslese dessen, was Musik macht in Wien, aus der philharmonischen Gemeinschaft sind bedeutendste Künstlerpersönlichkeiten herausgewachsen: der große Stabführer Arthur Nikisch, der wie Wolfgang Schneiderhan als philharmonischer Geiger begann, Franz Schalk, der bei den Philharmonikern die Bratsche, Franz Schmidt, der letzte große Symphoniker Österreichs, der hier das Cello strich, Hans Richter, der hier Hornist war, ehe er die Stabführung übernahm. Er hat als Dirigent nicht nur die Philharmoniker erzogen, er hat auch ihr volkstümliches Gegenstück, die „Schrammeln", geliebt, jenes Vierspiel – „zwa Geigen, a Klampfen, a Maurerklavier" – das nicht minder ein klingendes Sinnbild der Stadt, das nicht minder ein Weltbegriff wurde: Heurigenmusikanten in ihrer höchsten Ausprägung – als Genies. Ein Kronprinz hat sie begönnert, ein Johann Strauß bewundert, Hans Richter aber lud zu seinem 100. Konzert die Philharmoniker „an den bestimmten Ort ... dort sollen Sie von den famosen Schrammeln die unvergleichlichen Lannerschen Walzer aufgeführt hören. Besseres kann ich Ihnen nicht bieten ...!"

Urmusikalität paart sich in dieser Stadt mit theatralischer Besessenheit. (Ein im Theater lebendes Wesen hat Hermann Bahr einmal den Wiener genannt.) Aus beiden resultiert sich die faszinierende Wiener Opernkunst, deren erlauchte dreihundertjährige Tradition noch heute lebendig fortlebt. Seit Mozart hier in Schikaneders Freihaustheater in der Vorstadt Wieden die „Zauberflöte" uraufgeführt und ein neues Opernjahrhundert eingeleitet hatte, schossen die Musikbühnen aus dem Boden Wiens: das Theater an der Wien, wo Beethovens „Fidelio" zum ersten Male auf die Bretter kam, das Josefstädter Theater, das mit Beethovens „Weihe des Hauses" eröffnet wurde, das Kärntnertortheater, die alte Wiener Hofoper, wo der eigentliche Opernhimmel Alt-Wiens aufglänzt. Hier sitzt Schubert mit heißen Wangen und abgeschabtem Rock auf der letzten Galerie und hört sich die Uraufführung seiner „Zwillingsbrüder" an, hier sang das große Viergestirn: Anna Milder-Hauptmann, die erste Leonore, Wilhelmine Schröder, Webers beste Agathe, Henriette Sontag und Caroline Unger, Beethovens „schöne Hexen", die die beiden weiblichen Solopartien der „Neunten" aus der Taufe hoben. Hier sangen der Schubert-Sänger Michael Vogl und Rossinis Gattin, die berühmte Colbran. Hier tanzt die göttliche Fanny Elßler, hier erlebt Weber

die Uraufführung seiner für Wien geschriebenen „Euryanthe", hier feiert Rossini beispiellose Triumphe, hier erlebt noch Richard Wagner die erste Aufführung seines „Lohengrin", die ihn zu Tränen erschüttert.

Und während der Kampf um das Werk des kommenden Bayreuther Meisters in Wien erbittert ausgefochten wird, legt man den Grundstein zum neuen Opernhaus am Ring, das, als einer der idealsten Musentempel der Welt, zu einer Stätte glanzvollster Opernfeste wird. Johann Herbeck, der zweite Direktor des Hauses, bringt unter sensationellen Umständen Wagners „Meistersinger" auf die Bretter (um ein Haar hätte sich die Prügelszene im Publikum fortgesetzt), sein Nachfolger Franz Jauner bringt die Nibelungen-Tetralogie zur Wiener Erstaufführung. Die Namen der ersten großen Wiener Wagner-Sänger, Amalie Materna, Hermann Winkelmann, Alois Ander, Theodor Reichmann, Emil Scaria und Hans Rokitansky sind in die Theatergeschichte eingegangen. Ihre großen Zeiten erlebt die alte Oper am Ring unter Wilhelm Jahn, der in Hans Richter einen unvergleichlichen Dirigenten, unter Gustav Mahler, der in Alfred Roller einen kongenialen Bühnenbildner fand, sowie unter der Doppeldirektion Franz Schalk–Richard Strauß mit der denkwürdigen Uraufführung der „Frau ohne Schatten" (1919). Die Sängerelite dieser Tage, Anna Bahr-Mildenburg, Marie Gutheil-Schoder, Lotte Lehmann, Maria Jeritza, Erik Schmedes, Leo Slezak, Richard Mayr und andere, hat den Ruhm der Wiener Opernkunst in die Welt getragen.

Und so ist es wohl auch kein Zufall, daß die Wiener Komponistenschule des 20. Jahrhunderts, soweit sie internationalen Ruf erlangt hat, zumeist gerade auf dem Gebiet des Musiktheaters ihre nachhaltigsten Erfolge erzielen konnte. Fast zur gleichen Zeit, da ein Wilhelm Kienzl mit seinem liebenswerten „Evangelimann" Weltruf erringt, da Franz Schmidt mit „Notre Dame" sein phantasievolles Schaffen beginnt, an dessen Ausklang das gewaltige Oratorium „Das Buch mit sieben Siegeln" steht, da Joseph Marx noch einmal den lyrischen Atem der Landschaft entfacht, schreibt der Schönberg-Schüler Alban Berg seinen genialen „Wozzeck",

der der ganzen bis dahin bloß in der Theorie existenten atonalen Richtung Arnold Schönbergs erst den festen Kristallisationspunkt schafft und zugleich den aus allen Bindungen gerissenen, „ins Nichts geworfenen" Menschen von heute prophetisch vorausah. Und selbst die jüngsten im Ausland bekannt gewordenen Vertreter der Wiener Schule (Ernst Křenek, Gottfried Einem, Theodor Berger) haben zumeist über die „Bretter" den Sprung in die Welt getan.

Die letzten Feste im alten Opernhaus am Ring feiern die Direktoren Clemens Krauß und Karl Böhm. Als das erlauchte Haus in den letzten Kriegstagen ein Raub der Flammen wird, trauert die ganze Stadt. Aber der Operngeist lebt fort. Noch unter dem Donner der Kanonen spielt man im besetzten Wien bereits wieder Mozarts „Figaro". Und zehn Jahre später ersteht das Haus am Ring – wie der Phönix aus der Asche – in alt-neuer Herrlichkeit wieder. Und so ist es sinnvoll, daß am Ausklang einer Darstellung der ewigen Musikstadt Wien ein glanzvolles Opernfest steht, das die so lange an den äußersten Rand Europas gedrängte Metropole an der Donau mit einem Male wieder in den Mittelpunkt der Welt gerückt hat. Wenn das Ausland bewundernd feststellte, daß ein derartiges Opernfest, wie es Wien im Zeichen der Wiedereröffnung seiner Staatsoper am Ring feierte, in keiner andern Stadt der Welt denkbar wäre, daß es in keinem andern Land von der Größe und den Mitteln Österreichs möglich wäre, innerhalb weniger Jahre die Summe aus eigenen Mitteln aufzubringen, um ein zerstörtes Opernhaus nicht nur wieder gebrauchsfähig zu machen, sondern im alten Glanz wiederauferstehen zu lassen; wenn die ausländischen Gäste mit Staunen hörten, daß die Wiener sich mehrere Tage und Nächte lang anstellten, um in den Besitz eines Stehplatzes für dieses Eröffnungsfest zu kommen, und wenn sie schließlich mit eignen Augen sahen, wie halb Wien bei Regen und Kälte bis tief in die Nacht hinein auf der Straße stand, um die Eröffnung der geliebten Oper wenigstens von außen mitzuerleben – dann haben sie vielleicht das durch all die Jahrhunderte ihrer reichen musikalischen Vergangenheit kaum veränderte Gesicht dieser unverbesserlichen Musik- und Spielerstadt erschaut, für deren Bewohner die Musik wie das Theater keine Zierde ist, mit der man den Feierabend schmückt, sondern eine Lebensnotwendigkeit wie Atem und Schlaf, mehr noch eine Lebensform, in der man sich und einander wiederfindet im Menschlichen.

PREMIERE

Am 5. November 1955 wurde nach zehnjähriger Pause die Wiener Staatsoper wiedereröffnet. Als „Hofoperntheater" 1861–1869 errichtet, fiel das traditionsreiche Haus in den letzten Kriegstagen einem Luftangriff zum Opfer. In alter Herrlichkeit ist es neuerstanden. Am Opernring (oben) und in der Kärntnerstraße (rechts) drängten sich hinter den Absperrungen die Wiener, um den festlichen Tag in der Geschichte „ihrer" Oper wenigstens als Zaungäste mitzuerleben

Photos Franz Votava

die Uraufführung seiner für Wien geschriebenen „Euryanthe", hier feiert Rossini beispiellose Triumphe, hier erlebt noch Richard Wagner die erste Aufführung seines „Lohengrin", die ihn zu Tränen erschüttert.

Und während der Kampf um das Werk des kommenden Bayreuther Meisters in Wien erbittert ausgefochten wird, legt man den Grundstein zum neuen Opernhaus am Ring, das, als einer der idealsten Musentempel der Welt, zu einer Stätte glanzvollster Opernfeste wird. Johann Herbeck, der zweite Direktor des Hauses, bringt unter sensationellen Umständen Wagners „Meistersinger" auf die Bretter (um ein Haar hätte sich die Prügelszene im Publikum fortgesetzt), sein Nachfolger Franz Jauner bringt die Nibelungen-Tetralogie zur Wiener Erstaufführung. Die Namen der ersten großen Wiener Wagner-Sänger, Amalie Materna, Hermann Winkelmann, Alois Ander, Theodor Reichmann, Emil Scaria und Hans Rokitansky sind in die Theatergeschichte eingegangen. Ihre großen Zeiten erlebt die alte Oper am Ring unter Wilhelm Jahn, der in Hans Richter einen unvergleichlichen Dirigenten, unter Gustav Mahler, der in Alfred Roller einen kongenialen Bühnenbildner fand, sowie unter der Doppeldirektion Franz Schalk–Richard Strauß mit der denkwürdigen Uraufführung der „Frau ohne Schatten" (1919). Die Sängerelite dieser Tage, Anna Bahr-Mildenburg, Marie Gutheil-Schoder, Lotte Lehmann, Maria Jeritza, Erik Schmedes, Leo Slezak, Richard Mayr und andere, hat den Ruhm der Wiener Opernkunst in die Welt getragen.

Und so ist es wohl auch kein Zufall, daß die Wiener Komponistenschule des 20. Jahrhunderts, soweit sie internationalen Ruf erlangt hat, zumeist gerade auf dem Gebiet des Musiktheaters ihre nachhaltigsten Erfolge erzielen konnte. Fast zur gleichen Zeit, da ein Wilhelm Kienzl mit seinem liebenswerten „Evangelimann" Weltruf erringt, da Franz Schmidt mit „Notre Dame" sein phantasievolles Schaffen beginnt, an dessen Ausklang das gewaltige Oratorium „Das Buch mit sieben Siegeln" steht, da Joseph Marx noch einmal den lyrischen Atem der Landschaft entfacht, schreibt der Schönberg-Schüler Alban Berg seinen genialen „Wozzeck",

der der ganzen bis dahin bloß in der Theorie existenten atonalen Richtung Arnold Schönbergs erst den festen Kristallisationspunkt schafft und zugleich den aus allen Bindungen gerissenen, „ins Nichts geworfenen" Menschen von heute prophetisch vorausah. Und selbst die jüngsten im Ausland bekannt gewordenen Vertreter der Wiener Schule (Ernst Křenek, Gottfried Einem, Theodor Berger) haben zumeist über die „Bretter" den Sprung in die Welt getan.

Die letzten Feste im alten Opernhaus am Ring feiern die Direktoren Clemens Krauß und Karl Böhm. Als das erlauchte Haus in den letzten Kriegstagen ein Raub der Flammen wird, trauert die ganze Stadt. Aber der Operngeist lebt fort. Noch unter dem Donner der Kanonen spielt man im besetzten Wien bereits wieder Mozarts „Figaro". Und zehn Jahre später ersteht das Haus am Ring – wie der Phönix aus der Asche – in alt-neuer Herrlichkeit wieder. Und so ist es sinnvoll, daß am Ausklang einer Darstellung der ewigen Musikstadt Wien ein glanzvolles Opernfest steht, das die so lange an den äußersten Rand Europas gedrängte Metropole an der Donau mit einem Male wieder in den Mittelpunkt der Welt gerückt hat. Wenn das Ausland bewundernd feststellte, daß ein derartiges Opernfest, wie es Wien im Zeichen der Wiedereröffnung seiner Staatsoper am Ring feierte, in keiner andern Stadt der Welt denkbar wäre, daß es in keinem andern Land von der Größe und den Mitteln Österreichs möglich wäre, innerhalb weniger Jahre die Summe aus eigenen Mitteln aufzubringen, um ein zerstörtes Opernhaus nicht nur wieder gebrauchsfähig zu machen, sondern im alten Glanz wiederauferstehen zu lassen; wenn die ausländischen Gäste mit Staunen hörten, daß die Wiener sich mehrere Tage und Nächte lang anstellten, um in den Besitz eines Stehplatzes für dieses Eröffnungsfest zu kommen, und wenn sie schließlich mit eignen Augen sahen, wie halb Wien bei Regen und Kälte bis tief in die Nacht hinein auf der Straße stand, um die Eröffnung der geliebten Oper wenigstens von außen mitzuerleben – dann haben sie vielleicht das durch all die Jahrhunderte ihrer reichen musikalischen Vergangenheit kaum veränderte Gesicht dieser unverbesserlichen Musik- und Spielerstadt erschaut, für deren Bewohner die Musik wie das Theater keine Zierde ist, mit der man den Feierabend schmückt, sondern eine Lebensnotwendigkeit wie Atem und Schlaf, mehr noch eine Lebensform, in der man sich und einander wiederfindet im Menschlichen.

PREMIERE

Am 5. November 1955 wurde nach zehnjähriger Pause die Wiener Staatsoper wiedereröffnet. Als „Hofoperntheater" 1861–1869 errichtet, fiel das traditionsreiche Haus in den letzten Kriegstagen einem Luftangriff zum Opfer. In alter Herrlichkeit ist es neuerstanden. Am Opernring (oben) und in der Kärntnerstraße (rechts) drängten sich hinter den Absperrungen die Wiener, um den festlichen Tag in der Geschichte „ihrer" Oper wenigstens als Zaungäste mitzuerleben Photos Franz Votava

DIE NEUE STAATSOPER *wurde im wesentlichen nach alten Plänen wiederaufgebaut. Zuschauerraum und Wandelgänge erhielten eine Ausstattung aus dem Geiste unserer Zeit; so schmücken Steinintarsien den Marmorsaal (rechts) und Gobelins mit Motiven aus der „Zauberflöte" den Mozartsaal (oben rechts)*

PROMINENZ AUS ALLER WELT *war zur Eröffnungswoche gekommen und gab den Abenden ein besonderes Gepräge. Dem verwöhnten Publikum bot das Ensemble glanzvolle Aufführungen („Fidelio" – oben rechts, „Rosenkavalier" – unten)*
Photos Gustav Schikola, Getlinger-Bavaria, Lucca Chmel (5), World-Press

Das aus den Trümmern neuerstandene Burgtheater wurde mit Franz Grillparzers Drama „König Ottokars Glück und Ende" feierlich eingeweiht: Judith Holzmeister als Kunigunde und Ewald Balser als König Ottokar Photo World-Press

Dramatiker der Seele, Magier der Bühne

Grillparzer und das Burgtheater

Professor Dr. Friedrich Schreyvogl, stellvertretender Direktor des Burgtheaters und Lehrer für Dramaturgie am Reinhardt-Seminar, wurde am 17. Juli 1899 in Wien geboren. Schon in jugendlichem Alter trat er mit Gedichten (1917), Dramen und Romanen (1921) hervor, später auch als Essayist und Theaterkritiker. Von seinen zahlreichen Werken seien genannt: „Die geheime Gewalt" (Gedichte, 1928); „Die Entdeckung Europas" (Essays, 1930); „Habsburgerlegende" (Drama, 1933); „Tod in Genf" (Schauspiel, 1933); „Grillparzer" (Roman, 1934); „Der Gott im Kreml" (Drama, 1937); „Die kluge Wienerin" (Komödie, 1941); „Eine Schicksalssymphonie" (Roman, 1941); „Der Friedländer" (Roman, 1943). Friedrich Schreyvogl ist Mitglied der Berliner Akademie der Künste.

Grillparzer und das Burgtheater – das ist für mich auch ein Kapitel Familiengeschichte. Der marmorne Kopf meines Urgroßonkels Joseph Schreyvogel, der das Burgtheater zu dem gemacht hat, was es im Grunde noch heute ist, blickt von seinem Sockel würdig auf die Besucher, die über die Festtreppe zu den Logen oder ins Parkett steigen. Aber in der Weltliteratur lebt er nicht des Burgtheaters wegen, sondern durch die Genietat einer Entdeckung. Als ihm ein junger Hilfsbeamter der K. K. Hofbibliothek beim ersten Besuch zwölf Seiten Verse, Nachdichtung gerade jenes Stückes von Calderon, das er, Schreyvogel, selbst bearbeitet hatte, auf den Schreibtisch legte, wußte der Theatermann nach einer Viertelstunde, mit wem er es zu tun habe. Er sagte ihm auf den Kopf zu, daß ein dramatischer Dichter in ihm stecke. Grillparzer war von dieser in tyrannischer Sicherheit vorgebrachten Behauptung in große Unruhe versetzt.

Kurze Zeit noch wehrte er sich, dann begann er an dem Entwurf zu arbeiten, von dem er Schreyvogel wider Willen erzählt hatte. Ein paar Wochen später war die „Ahnfrau" fertig, jenes blutrünstige Schicksalsdrama, das zum größten Theatererfolg Grillparzers wurde, aber die Welt auch durch Jahrzehnte gehindert hat, sein wahres Wesen zu erkennen. Diese Geistergeschichte hing ihm wie ein Makel an.

„Die Ahnfrau" fand ihren Erfolg noch im „Theater an der Wien", das Schreyvogel, auch als Theatersekretär die bestimmende Autorität, erfolgreich führte, erst sieben Jahre später, nach der „Sappho" und der Trilogie „Das goldene Vließ" wurde es im Burgtheater gespielt. Und nun folgten, immer im Abstand von drei Jahren, „König Ottokars Glück und Ende" (1825), „Ein treuer Diener seines Herren" (1828) und „Des Meeres und der Liebe Wellen" (1831). Das zwischen Traum und Wirklichkeit schwebende Spiel „Der Traum ein Leben" brachte ihm 1834 den größten Erfolg seit der „Ahnfrau".

Vier Jahre später, als Grillparzer schon siebenundvierzig Jahre alt war, fiel das Lustspiel „Weh dem, der lügt" durch. Seitdem wirft man dem Wiener Publikum vor, daß es, wenn ihm etwas gegen den Strich geht, immer wieder unverständig sei, wie damals gegen Grillparzer. Es wurde richtig gepfiffen, und die Freunde des Dichters fürchteten, das Stück könne gar nicht zu Ende gespielt werden. Grillparzer erlebte die Niederlage nicht als Augenzeuge. Man brachte ihm die Hiobsbotschaft in ein Gasthaus in der Nähe des Burgtheaters, wo er die Schauspieler zur Feier der Premiere erwartete. Die Ablehnung ließ einen Entschluß in ihm reifen, mit dem er sich gewiß schon längere Zeit trug. Er übergab dem Theater kein neues Stück mehr.

Er hörte deshalb nicht zu schreiben auf. Nach seinem Tode fand man in seinem Schreibtisch drei große Dramen. Er hatte sie offenbar einer späteren Zeit zugedacht, die ihn besser verstehen würde. Nichts von der Schwäche des Alters haftet an den späten Werken. „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" ist ein politisches Gedankendrama von europäischem Rang; mit Rahel, der „Jüdin von Toledo", und der mythischen „Libussa" hat er zwei der großartigsten Frauenrollen gebildet, die noch heute, ja heute mehr denn je, das Sehnsuchtsziel großer Schauspielerinnen sind.

Auch das Burgtheater hat nach den späten – den schönsten und reifsten Werken Grillparzers begierig gegriffen und sie innerhalb von drei Jahren nach seinem Tode aufgeführt.

Haben also Österreich und das Burgtheater Grillparzer wirklich so übel mitgespielt, wie man oft lesen kann? Nein, schon die „Sappho" stellte seine Reputation bei den Kronhütern der Literatur, denen er seit seiner „Ahnfrau" verdächtig war, wieder völlig her. Sie war nicht nur in Wien ein unbestrittener Erfolg, viele große Bühnen spielten sie, sie wurde ins Italienische und ins Französische übersetzt, und Byron sagte Grillparzer, als er die italienische Ausgabe gelesen hatte, seine große Zukunft voraus.

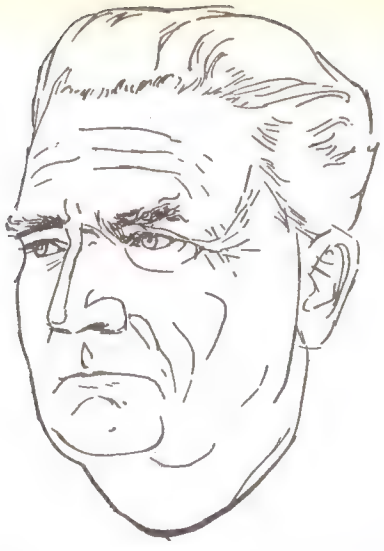
In allen literarischen Salons Wiens wurde Grillparzer verwöhnt und bewundert. Aber viele Früchte seines jungen Ruhms vergiftete sein düsteres Gemüt, bevor er sie richtig genossen hatte. Ein schönes und seelenvolles Wiener Mädchen, Kathi Fröhlich, ging fast an ihm zugrunde. Ihr sentimentaler Beiname „die ewige Braut" läßt nichts von den Abgründen der tragischen Liebesgeschichte ahnen, die Grillparzer selbst in wenigen, erst nach seinem Tode veröffentlichten Gedichten dargestellt hat.

Der Hinweis auf das Verhältnis Grillparzers zu Kathi Fröhlich lenkt nicht vom Thema „Grillparzer und das Burgtheater" ab. Vielmehr gewinnen wir hierbei die Möglichkeit, Grillparzers Art der Menschengestaltung aus seinem tragischen Charakter heraus zu verstehen. Sucht man in seinen Versdramen, die meist in einer historischen Umgebung spielen, das menschliche Problem auf, so spricht es gerade unsere Zeit an. Etwa in „Sappho": der Gegensatz zwischen der alternden Künstlerin und dem jungen Mann aus der bürgerlichen Welt, der schließlich die Geliebte, von der kindlichen Anmut einer Gleichaltrigen bezaubert, nur allzu rasch verläßt, wandelt eine sehr moderne psychologische Situation ab. Ebenso hat das „Goldene Vließ", das Drama der tödlichen Liebe zwischen der Barbarin Medea und dem Griechen Jason, immer wieder Dichter von heute, zuletzt Csokor und Anouilh, dazu gedrängt, es in unsere Gegenwart zu verpflanzen.

Auch „König Ottokars Glück und Ende", das österreichische Staatsdrama, bietet dem Regisseur, dem das patriotische Lehrstück kalt und trocken scheint, in dem erregenden Liebesdreieck: zwischen dem alternden König, dem jungen Verführer Zawisch und Kunigunde, der jungen Frau des tyrannischen Ottokar, ein Kammerspiel der verborgensten Gefühle, das gerade im Kontrast zu der politischen Handlung das Interesse auf sich zieht. Und auch wer nicht das Vokabular der Freudschen Tiefenpsychologie von A bis Z anwenden will, wird in „Der Traum ein Leben", wenn Rustan durch den Traum einer Nacht das Schicksal durchlebt, das ihm beschieden gewesen wäre, hätten sich seine geheimsten Wünsche erfüllt, und durch diesen „Traumschock" dazu gebracht wird, ein Leben in Frieden und Stille zu wählen, so viel modernste Analyse finden, daß man die Vorlesungen eines ganzen Semesters auf ihr aufbauen könnte. Auch das Liebesdrama zwischen der blonden Gräfin Erni, die ihrem Gatten, dem „treuen Diener" Baucban, nicht untreu werden will, und dem zügellosen Grafen von Meran enthüllt uns eine Konstellation der Charaktere, ein magisches Ineinander von Wunsch und Wirklichkeit des Daseins, das hundert Jahre vor Freud die modernsten Erkenntnisse über unser Seelenleben als Dichtung ausspricht.

Wenn je bei einem Klassiker, dann gilt also für alle Grillparzer-Inszenierungen das Wort Reinhardts, man müsse seinen Gestalten in der Darstellung nur den Panzer ausziehen, den Helm abnehmen und sie des äußeren Purpurs entkleiden, um sogleich nahverwandte Menschen zu finden. Mag Grillparzer nicht mit der weltweiten Natur Goethes, mit der unfehlbaren szenischen Mathematik Schillers und seinem glühenden Schwung zu vergleichen sein, unserer ständig an Abgründen wandelnden, von den entfesselten Trieben bedrohten, aus Nacht und Zwielicht empordrängenden Gegenwart steht er von den deutschen Klassikern am nächsten. Machen wir das am Burgtheater dem Publikum von heute deutlich, so haben wir nicht nur unserem Hause, auch dem gesamten deutschen Theater einen alten Reichtum, den es lange besitzt und lange nicht gebraucht, neu erschlossen.

Ist nur der Wunsch des Österreichers der Vater eines solchen allgemeinen Gedankens? Wir haben eben jetzt, mehr als achtzig Jahre nach Grillparzers Tod, einen sehr kräftigen Beweis dafür erhalten, daß wir etwas Richtiges vorhersagen. 1953/54 ist eine vorbildliche englische Übertragung des gesamten Grillparzerschen Werkes durch Professor Arthur Burkhard in New York erschienen. Schon im Spieljahr, das daran anschloß, hat ein Dutzend amerikanischer Universitätstheater „Sappho", „Das goldene Vließ" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" aufgeführt. Das hat man als literarisches Experiment unternommen, aber dann wurde es zu einem sehr unmittelbaren, geradezu „modernen" Theatererfolg. Man kann den Amerikanern kaum nachsagen, daß sie wienerisch und biedermeierisch empfinden, also liegt es wohl an dem großen Seelendeuter und Theatermagier Grillparzer, der sich von seiner Zeit abgewendet hat, weil er eine künftige vorwegnahm.



Bruno Brehm

DER WIENERWALD

Dr. phil. Bruno Brehm, am 23. Juli 1892 zu Laibach in Krain geboren, war während des ersten Weltkrieges Offizier, studierte dann in Wien Philosophie und Kunstgeschichte und wurde Hochschulassistent und Verleger; seit 1927 ist er – jetzt in Altaussee lebend – freier Schriftsteller. Aus seinem umfangreichen Romanwerk ragen die Bücher „Apis und Este" (1931), „Das war das Ende" (1932) und „Weder Kaiser noch König" (1933) heraus, in denen er einen faszinierenden Bericht vom Untergang der Donaumonarchie gibt (im Jahre 1952 erschien diese Trilogie neu unter dem Titel „Die Throne stürzen"). Von Bruno Brehms anderen Romanen, in denen sich oft der Glanz und Humor Altösterreichs und Wiens spiegelt, seien noch erwähnt: „Der lachende Gott" (1927); „Auf Wiedersehen, Susanne" (1928); „Ein Graf spielt Theater" (1929); „Wir alle wollen zur Opernredoute" (1929); „Zu früh und zu spät" (1937); „Die sanfte Gewalt" (1940); „Der Lügner" (1949); „Aus der Reitschul" (1951).

Rühmt man die Umgebung Wiens, so meint man den sanften und doch mit jeder Höhe ausschwingenden Zug des Wienerwaldes, in dessen Buchenhügeln die von Rhône und Rhein heranbrandenden Alpen verebben. Vorgelagert ist diesem Randgebirge ein Rebengelände, in das sich die südlichen und die westlichen Vororte schmiegen. Hierher brachten die Römer unter Kaiser Probus den Wein. Es ist wohl ein besonderer Wein, denn seine Auswirkungen in Sang und Klang über die ganze Welt hin sind bekannter als er selbst, der sich bescheiden im Hintergrund hält. Die Kenner rühmen den Nußberger und den Gumpoldskirchner, den Mödlinger und den Vöslauer; sie meiden die großen „Heurigen" mit Lärm und Betrieb und suchen die kleinen auf, wo zum Wein auch Stille und Vergessen ausgeschenkt wird. Hinter und über dem Weinland liegt der Wald des Alpenvorlandes mit den siedlungsarmen Tälern zwischen den großen Forsten der Stift- und Adelsherrschaften. Von seinen Höhen schaut man zu dem mächtigen Stock des Schneeberges und zu den steilen Kalkmauern der Rax hinüber, die aus dunklen Nadelwäldern aufragen, deren Ernst durch Birken und Lärchen gemildert wird.

Waldumsäumte Wiesen mit Himmelsschlüsseln, Türkenbund, Knabenkraut, Enzian, Trollblumen und Seidelbast, und weiter dem Gebirge zu, mit süß duftendem Petergstamm in den ersten Felsabstürzen, unterbrechen die großen Forste. Falkenflug vor leicht gefiedertem Frühlingshimmel überschwebt sie, und blühende Obstbäume behüten gleich Schutzengeln die einsamen Bauerngehöfte. Die Unberührtheit des Wienerwaldes mußte um die Jahrhundertwende gegen den Zugriff der Boden- und Holzspekulanten verteidigt werden. Man kann den Wienerwald nicht rühmen, ohne Josef Schöffels, des Bürgermeisters von Mödling, zu gedenken, der in hartem Kampf die Unversehrtheit des Waldes erstritt. Hätte er nicht Widerstand geleistet, dieses große Naturschutzgebiet vor den Toren einer Weltstadt wäre genau so zerrissen worden wie die Umgebung vieler anderer Großstädte. Die Gemeinde Wien griff unter Lueger den Gedanken auf, daß es darum ging, nicht wenigen vieles, sondern vielen alles zu geben. Man wehrte damals das Vordringen der Villen in die Waldzone ab, wie sehr sich gerade diese für schöne Landhäuser auch eignen mochte, wie man ja auch nach beiden großen Kriegen unseres Jahrhunderts den nicht minder gefährlichen Vorstoß der Schrebergartensiedlungen gegen die Waldzone zum Stehen brachte. Man verstand es, die Waldbestände aus der Zeit des Adels und der Stifte unversehrt durch die so viel zerstörenden „Gründerjahre" hindurchzubringen.

Der Donau ist es nicht so gut ergangen wie dem Wienerwald. Man regulierte sie in den Blütejahren der frühen Ingenieurzeit, man zog mit dem Lineal gerade Linien und drängte den Strom so von der

Stadt ab, daß er, der in Budapest wie ein Held und ein Sieger begrüßt und empfangen wird, in Wien nur Plankenwände von Lagerhäusern, Gasometer und Öltanks zu sehen bekommt. Die Donau ist seit ihrer Regulierung auch nicht mehr die schöne blaue Donau des Johann Strauß, die sie durch die Jahrhunderte war, da sich in den vielverzweigten Armen des großen Beckens zwischen Wienerwald und Leithagebirge das Gebirgswasser klären konnte. Sie alle waren damals blau, und nur die heftige Stromrinne zeigte die gelbliche Farbe von heute.

Am äußersten Ende des Höhenzuges erkennt man dessen Wesen. Mit dem Leopoldsberg, der einst die keltische Akropolis trug und dessen einfaches Kuppelkirchlein heute zeigt, wie an bedeutender Stelle Kleines groß wirkt, stürzt der tälerreiche und bächearme Wienerwald jäh zur Donau ab. Am andern Ufer erhebt sich breit hingelagert der Bisamberg, der die rauhe böhmisch-mährische Hochebene abschließt.

An klaren Tagen sieht man von hier aus die Vysoka in den Kleinen Karpaten, einen Berg, den kaum jemals ein Wiener besucht hat, obwohl er näher bei Wien liegt als Rax oder Schneeberg. Aber es hat in dieser Stadt immer zwei Entfernungen gegeben, die sich wandelten, je nachdem die Ebene des Ostens oder die Gebirge des Westens ihr innerlich näher waren. Heute entfernt sich der Osten, obwohl er so nahe gerückt ist, immer weiter; der Westen rückt immer näher. Rax und Schneeberg scheinen beinahe im Stadtgebiet zu liegen, sie sind die Hausberge geworden. Auf dem Bisamberg schon beginnt das Gefühl des Ausgesetztseins.

Zu Beethovens Zeit verlegte sich das Gewicht aus der Adelslandschaft der östlichen Ebene von Haydns Jahreszeiten – Haydn selbst stammt von dieser Ostgrenze her – nach dem westlichen Hügelkranz. Für den Rheinländer Metternich begann Asien schon auf der „Landstraße", einem östlichen Gemeindebezirk Wiens. Der Weg nach dem Westen führt von Haydns Jahreszeiten zu Beethovens Mödlinger Eroika mit der zerrissenen Widmung an den großen Korsen, über die Sechste Symphonie, aus dem damals noch ländlichen Weinort Heiligenstadt, zu dem aufschäumenden Gebirgswasser von Schuberts Forellenquintett. Man zog sich vom Schloßhof, dem heute vereinsamt liegenden Landsitz des Prinzen Eugen im Marchfeld, und den großen Aufgaben in die Romantik des Waldgebietes im Vorlande der Alpen zurück. Man verlor die Adelsschlösser im Osten des Wiener Beckens fast aus dem Gesicht. Die Bürgerzeit gab dem Wald und dem Gebirge den Vorzug. Man blickte aus der Höhe auf die große Bühne, auf der sich Germanen, Romanen und Slawen getroffen hatten. Zu ihnen gesellten sich noch, aus weiter Ferne des Ostens kommend, die Ungarn. Es war keine Opernbühne. Das letzte Geheimnis ließ sich auf ihr nicht durch Worte, auch nicht durch gesungene ausdrücken. Es ist die Landschaft der großen Symphonien, die in jener andern Sprache verherrlicht sein will, die sich über alle Worte der Zunge erhebt. Der Wienerwald, wenn ihn auch Waldmüller als Hintergrund seiner Menschenbilder gewählt hat, ist keine Landschaft für Maler, er widerstrebt dem Bildhaften, die hereinflutende Weite mengt überall ihre Bläue in die Farben. Der Wald macht die Menschen still, und wenn an manchen Feiertagen auf seinen Wiesen gelärmt wird und wenn seine Hänge im Winter von Skiläufern übersät sind, ein paar Schritte weiter umfängt dich Ruhe.

In der Nähe der Schwefellinie und ihrer Kurorte Mödling, Baden, Vöslau gab es einst und wird es bald wieder geben: gepflegte Landschaft mit Verschönerungsvereinsbänken und Wegweisern und Aussichtspunkten. In der Nähe von Wien gab es diese nicht, und es wird sie auch nicht geben. Dieser Teil des Waldes entzieht sich dem Zugriff der Großstadt. Wer es bedauert, versteht das Wesen des Waldes nicht. Er ist die Wandergegend aus der Fußgängerzeit. Hier darf es am Sonntag in den Gaststätten zu wenig Kellner geben, hier soll man aus dem Papierl essen.

Wir befinden uns im Lande der Tiefstapler. Der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder hatte das so ausgedrückt, als er auf einer Straßentafel Himmelpfortgasse las: „Ein schönes Wort! Anderwärts hieße die Gasse: Firmamentportalavenue." Es wird wenig gesprochen und nur halblaut gesungen. Als ich einmal bei einem stillen Heurigen in Sievering neben einem alten Zitherspieler saß, antwortete er mir auf die Frage, warum er seufze: „Weil i ganz was andres hab werden wollen." Als ich zu wissen wünschte, was er denn habe werden wollen, strich er leise mit der Hand über die erklingenden Saiten und flüsterte: „Harfenist."

Auf dem Bisamberg, angesichts der edelrostgrünen, mit der Kaiserkrone und dem Herzogshut gezierten Kuppeln von Klosterneuburg, fragte ich an einer Wegbiegung einen Violinspieler, wie das Geschäft gehe. „Schlecht, Herr, schlecht, weil sich unterhalb meiner so a Haderwachel am Weg aufgestellt hat, der den Leitn das Göld abknöpft." – „Warum wechseln Sie denn nicht den Platz?" – „Weil's überall das gleiche is. Ka Göld! Früher hab i amal beim Heurigen gspielt. Is aa nix mehr. Denn, liaber Herr, die großen Kren san ausgsturbn!" Die großen „Kren" waren die großen Wurzen,

Dem Wienerwald ist ein Rebengelände vorgelagert, in das sich die Wiener Vororte schmiegen: ein Weingarten am nordwestlichen Stadtrand Photo Lucca Chmel

Ränder des weiten Waldes hinaustritt und die Weinorte an den sanft abfallenden Hängen erblickt und hinter ihnen, dunstverhangen, die graue Scheibe der großen Stadt, der sieht, wie offen sie daliegt gegen Norden und Osten und wie behaglich sie sich gebettet hat im Süden und im Westen. Er versteht, daß diese Stadt ausgesetzt war den Gefahren, die das ganze Abendland bedrohten. Papst Innocenz XI. aus dem Hause Odescalchi aus Como hatte den Polenkönig Johann Sobieski von der Seite Ludwigs XIV. auf die Seite des Kaisers gebracht. Vom Leopoldsberg aus hatte der Polenkönig den Entsatz durch die vielen, zur Donau sich senkenden Quertäler gegen die Türken geführt. Lange nannten die Polen Wien die „große Undankbare", weil Wohltaten von den Empfängern rascher vergessen werden als von den Wohltätern.

Im ersten Jahre des ersten Weltkrieges wurde der Wienerwald befestigt, als die Russen bis Krakau vorgedrungen waren. Schützengräben verbanden die Stützpunkte auf dem Kahlenberg, den Leopoldsberg und den Hermannskogel. Man dachte, Wien wie zur Türkenzeit gegen den neuen und größeren Osten aus den Ebenen nördlich der Karpaten zu verteidigen. In den zwischen den beiden großen

wohlhabende Leute, die sich mit einem behaglichen Lächeln wurzen, d. i. neppen ließen. Der unglückliche Violinspieler sagte das mit so tiefer Trauer wie ehedem der Steuermann Thamus, von dem Plutarch berichtet, daß er zur Zeit des Kaisers Tiberius auf der Höhe von Palodes ausgerufen habe: „Der große Pan ist tot!"

Die Menschen dieser Stadt haben sich damit abgefunden, daß die großen Kren aus der letzten Zeit der Donaumonarchie ausgestorben sind. Wer an die

Blick auf die Hügel des Wienerwaldes (oben) und in einen Weinbauernhof am Kaasgraben Photos Chmel (2), Pragher, Hinker-Bav.

Kriegen liegenden unwirklichen zwanzig Jahren verfielen die Gräben wieder. Der Wald erholte sich von der Raubschlägerei. Für die kleinen Völker des Ostens war es die Herder-Zeit, in der sich alle ihre Träume von Freiheit und Selbständigkeit erfüllt zu haben schienen.

Die letzten Gräben waren eingestürzt, als der zweite Weltkrieg begann, der die Russen über die Stadt hinaus bis an die Enns führte. Der Bann ist nun wieder gewichen; die Menschen ziehen wie immer in den Wald hinaus, lagern dort an den Rändern der Wiesen, bis groß der Mond aufsteigt und das Wild aus den Buchen tritt. Sie suchen wieder ihre Lieblingswege auf, sie wandern durch die Täler und ziehen über die Höhen hin, die Alpen und die weite

Ebene vor Augen. Kommen sie an Mayerling vorbei, dessen Freveltat eine Kapelle entsühnt, so erinnern sie sich der dämmerigen Geschichte des Kronprinzen Rudolfs, die dort ihr Ende gefunden hat; sie besuchen vielleicht das Grab der jungen Baronesse auf dem Friedhof von Heiligenkreuz, verweilen dann im stillen Kreuzgang des Stiftes und durchschreiten das romanische Schiff, um sich nach dessen Enge und Schwere im weiten spätgotischen Chor das Herz zu erleichtern. Vielleicht kehren sie auf dem Heimweg bei einem Heurigen ein, der „ausgesteckt" hat, in einem der vielen kleinen Weinorte am Fuße des langgestreckten Höhenzuges und trinken langsam und nachdenklich jenen Wein, von dem wir eingangs gesagt haben, daß seine Wirkungen größer sind als sein Ruf. So wie dieser Wein sind auch die stillen Wege, und im Grunde auch die Menschen, deren Leichtsinn an der Oberfläche liegt und eine tiefere Schwermut verhüllt, wie sie in Grillparzers Spielmann klagt.

Die Donau mit ihren Brücken, vom Leopoldsberg aus gesehen (links), und Heiligenkreuz im südlichen Wienerwald

HEURIGEN-SCHENKEN UND WURSTELPRATER

sind in Wien seit eh und je die klassischen Stätten volkstümlichen Vergnügens. Wenn in den kleinen Weinbauernhöfen des Wienerwaldes „der Buschen ausgsteckt is", gelangt der Heurige, der eigentlich der Vorjährige ist, zum Ausschank. An den blanken Holztischen sitzen die Gäste und essen ihr Mitgebrachtes „aus dem Papierl", während der Hauer und seine Familie die Gläser füllen und Heurigenlieder erklingen. – Der Wurstelprater, der 1945 bis auf sein berühmtes Riesenrad fast völlig zerstört worden war, erstand neu mit Ringelspiel, Watschenmann und all seinen anderen unentbehrlichen Requisiten

Photos Interphot, ÖFVW.-Hubmann, Ehlert-Ullstein, Schikola (2), O. Elbl, L. Chmel, Pechotsch-Bavaria

Das Portal des 1678 vollendeten Serviten-Klosters gibt den Blick frei in den Kreuzgang (oben). – Die Griechengasse, so genannt nach den Kaufleuten, die einst hier wohnten, hat das Aussehen der engen Altstadtgassen am reinsten bewahrt (linke Seite) Photos Barbara Hirschenhauser, ÖFVW.-Hubmann

Wo die Ringstraße, das prunkvolle Foyer Wiens, mit ihren drei breiten, von schattigen Baumzeilen unterteilten Fahrbahnen die Ausfallstraßen der Innenstadt kreuzt, bilden sich Brennpunkte des Verkehrs Photo Grein-Ullstein

HEINZ SCHEIBENPFLUG

Fast eine Weltanschauung

Heinz Scheibenpflug wurde 1910 in Wien geboren, studierte an der Wiener Universität Naturwissenschaften, war hier in der Volksbildung und später als Redakteur tätig. Seit 1954 lebt er in Hamburg. Von seinen Büchern seien genannt: „Berge um uns" (1937), „Fährten und Spuren" (1939), „Rumänienreise" (1940), „Die grüne Welt" (1940), „Buntes Leben um uns" (1949). In den letzten Jahren schrieb Heinz Scheibenpflug auch mehrere Jugendbücher, u. a. „Abenteuer in der Fremde", „Abenteuer zu dritt" (1952), „Das grüne Reich" (1953) und „Hallo, Dein Körper" (1955).

Den Kaffee verdankt die Welt den Arabern. Ihr Kaffeehaus verdanken die Wiener den Türken. Und das kam so: Das Jahr 1683 hatte den Wienern einen bösen Sommer beschert. Die Heere der Türken, die damals nicht nur ganz Vorderasien und Ägypten, sondern auch Serbien und Ungarn beherrschten, hatten sich donauaufwärts bis nach Wien vorgeschoben. Von den Truppen des Großwesirs Kara Mustapha war die Stadt in weitem Bogen umzingelt und wurde tagaus und tagein mit Kanonenkugeln und Feuerbränden überschüttet. Vom Hunger und von Epidemien bedroht, harrten die Bürger dem Entsatzheer entgegen, das sich langsam, allzu langsam, oberhalb Wiens zusammenfand. Leopold I., der damals die deutsche Kaiserkrone trug, hatte seinen Hof nach Linz verlegt, und von dort aus war es ihm gelungen, die deutschen Fürsten, die Reichsstände und den polnischen König davon zu überzeugen, daß es hoch an der Zeit sei, mit einem letzten Aufgebot christlicher Streitmächte den Moslems an der hart bedrohten Pforte zum Abendland entgegenzutreten.

In Not und Bedrängnis vergingen die Sommerwochen, und es war schon Mitte August, als dieses Entsatzheer am linken Ufer der Donau versammelt war. Nun aber drohten die Aktionen an der fehlenden Verbindung zwischen den eingeschlossenen Verteidigern und den Hilfstruppen zu scheitern. Die Ebene vor der Stadt war weithin von den Feldlagern und Zelten der Türkenheere bedeckt, und keine Lücke führte durch diesen Ring der Belagerer hinaus. Erst als sich ein aus Serbien stammender und der türkischen Sprache mächtiger Händler fand, der bereit war, zusammen mit seinem Diener die türkischen Linien zu durchqueren, um dem Herzog von Lothringen Nachricht und Vorschläge der Verteidiger Wiens zu überbringen, konnte der Kontakt hergestellt werden. In türkischer Verkleidung durchwanderte der Wackere das Lager des Feindes, erreichte nach mancherlei Abenteuern das Hauptquartier des Befreiungsheeres und konnte, wiederum mit wichtigen Botschaften versehen, auch den Rückweg durch die Linien der Belagerer finden.

Anekdoten und kleine Geschichten

Die bessere Stellung

Kaiser Karl VI. war für Musik besonders begabt und besaß eine große Fertigkeit auf dem Cembalo. Einst hörte ihm auch ein bekannter Tonkünstler in einer Gesellschaft am Hofe zu. „Es ist ewig schade", sagte er zu dem Kaiser, „daß Eure Majestät kein Virtuose geworden sind. Sie würden zweifellos in der ganzen Welt Ihr Glück gemacht haben."

„Möglich", antwortete Karl. „Wir sind ihm für seine gute Meinung verbunden. Aber Wir stehen uns so besser."

Er hatte es satt

Ferdinand war das Kaisersein schon lange herzlich satt. 1848 endlich kann er sich mit Anstand aus allem herausziehen, er übergibt Krone und Herrschaft seinem 18jährigen Neffen Franz Joseph, der geradezu erschüttert beim Handkuß stammelt: „Majestät, ich danke Ihnen!" Darauf Ferdinand: „Bitt schön, is gern geschehen."

Wo wohnte der Knochen?

In einem medizinischen Examen in Wien prüfte einst der berühmte Josef Hyrtl zusammen mit Karl Ritter von Langer einen Kandidaten. Beide waren ziemliche Gegensätze: Hyrtl großzügig und wesentlich, Langer peinlich exakt. Sie konnten sich, wie man sagt, „nicht riechen".

Langer hatte einen Oberschenkelknochen unter den Rock gesteckt, so daß nur der oberste Teil davon zu sehen war, und forderte den Prüfling auf, danach anzugeben, ob der Knochen zur rechten oder zur linken Körperhälfte gehöre, ob er von einem Mann oder einer Frau sei, und ähnliches mehr.

Nachdem der Kandidat geantwortet, kam die Reihe zu prüfen an Hyrtl. Dieser hielt ihm denselben Knochen mit zwei Fingern entgegen und sagte: „Können Sie mir jetzt, wo Sie den Knochen ganz sehen, vielleicht auch sagen, an welcher Krank-

heit der Mensch gestorben ist, wie er hieß und wo er wohnte?"
Langer soll sich nach Schluß recht reserviert von seinem Kollegen verabschiedet haben.

Melde gehorsamst ...

Als ein Infanterieoberleutnant, der Sohn eines Schuhmachers, bei einer Inspizierung von Franz Joseph gefragt wurde, was sein Vater sei, stotterte der Oberleutnant: „Melde gehorsamst, Majestät, mein Onkel ist Bischof."

Die schönste Medaille

Ein Neffe des Baron Popper schwieg beharrlich, als in der Messe während des ersten Krieges über Auszeichnungen und Orden gesprochen wurde. „Sie sind so still, Popper", sagte der Oberst, „was wünschen denn Sie sich für einen Orden?" – „Die Kriegserinnerungsmedaille", erwiderte Popper, ohne nachzudenken.

Nierenstein-Methode

Ein bekannter Wiener Maler ging mit seinen Zeichnungen zum Kunsthändler Nierenstein, der ein Blatt beiseite legte. Als der Maler einpackte, nahm er auch das ausgewählte Blatt wieder an sich. Als der Kunsthändler darauf verwies, daß er dieses Blatt doch erworben habe, erwiderte der Maler, daß er es erst fixieren müsse, es sei schlecht fixiert. „Daß Sie mir keine Kopie machen", warnte der Kunsthändler, und der Maler verwahrte sich schon gegen die bloße Zumutung. Am nächsten Tag brachte er die Zeichnung wieder, die Nierenstein gegen das Licht hielt. Das sei nicht das Original, behauptete Nierenstein, das sei eine Kopie. Der Maler bestritt es, aber Nierenstein hielt das Blatt gegen das Licht und sagte: „Gestern habe ich hier oben in die linke Ecke mit einer Nadel einen Stich gemacht. Wo ist das Loch hingekommen?" Der Maler schaute den Kunsthändler und das Blatt an und sagte voll Überzeugung: „Sie Gauner!"

Bei mia net

„Bist noh allweil im Krankenstand mit dein prölltn (geprellten) Fuaß, Rudl?" – „Joh. Jeden Tag muaß

Als dann am 12. September 1683 das vereinigte christliche Heer die Hänge des Kahlenberges hinabzusteigen begann und nach erbitterten Schlachten im Weingartengelände der nördlichen und nordwestlichen Vororte den Feind so entscheidend schlug, daß er in überstürzter Flucht, alle Schätze und Vorräte zurücklassend, nicht nur von der weiteren Belagerung Wiens abließ, sondern endgültig nach Osten abzog, durfte der als Kurier bewährte Koltschitzky den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, zu diesem entscheidenden Sieg mit beigetragen zu haben. In der Freude über den glücklichen Ausgang der Schlacht und über die riesige Beute, die den Siegern in die Hände fiel, stand man nicht an, ihn reichlich zu belohnen. Zu einem großen Geldgeschenk gesellte sich die Zusicherung des hohen Magistrates, ihn ein beliebiges Gewerbe innerhalb der Stadt ausüben zu lassen, und da sich Koltschitzky in dem geräumten Türkenlager gründlich und fachkundig umsah, fand er dort auch gleich, was ihm zur Basis einer bürgerlichen Existenz werden konnte – viele Säcke mit Kaffeebohnen –, die man ihm gern überließ, da man ohnehin nicht wußte, was mit diesem „Kamelfutter" anzufangen wäre. Koltschitzky aber glaubte es zu wissen.

In der Domgasse Nr. 6, im Zentrum der Stadt, eröffnete er bald darauf das erste Kaffeehaus Wiens und gab ihm den Namen „Zur Blauen Flasche". Natürlich waren das Lokal und sein Besitzer für eine Zeitlang das Stadtgespräch, und das Geschäft ließ sich deshalb auch recht gut an. Allerdings, die Wiener waren keine Türken, und Koltschitzky mußte dem Geschmack seiner Gäste Rechnung tragen: nicht als bitteres, schwarzes Getränk wollte man seinen Kaffee genießen, sondern erst als er ihn vom Satz befreite, mit Honig süßte und ihm außerdem Milch zusetzte, hatte er den Geschmack seiner Gäste getroffen und damit gleich etwas erfunden, was auch heute noch kennzeichnend für das Wiener Kaffeehaus ist – die sogenannte „Melange". Damit noch nicht genug, ließ Koltschitzky noch eine kulinarische Seltsamkeit in die Geschichte eingehen. Ein Bäckermeister mußte ihm nämlich für sein Lokal weiße Brötchen in einer besonderen Form backen: Gerollt und halbmondförmig, ahmten sie das Abzeichen des geschlagenen Feindes nach und wurden als Wiener „Kipferln" weltberühmt.

Koltschitzkys „Blaue Flasche" kann nicht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, Europas erstes Kaffeehaus gewesen zu sein. Das hatten die Venezianer schon vierzig Jahre früher eingerichtet, und auch in Rom saß man bereits kaffeetrinkend in öffentlichen Lokalen beisammen, als die Nachrichten über die schicksalhafte Entscheidungsschlacht an der Donau in den dort erscheinenden, eigens für diesen Zweck gegründeten Zeitungen zu lesen waren. Das kleine Lokal in der Domgasse, das Koltschitzky bis zu sei-

Illustrationen
Heinz Grieme

nem Tode im Jahre 1694 führte, blieb auch nicht lange das einzige. Schon im Jahre 1705 war Wien, wie ein von dort kommender Reisender berichtete, „voll von Kaffeeschenken", und um die gleiche Zeit entstanden in Paris, in London, in den Hafenorten des Südens, aber auch in Leipzig und in anderen deutschen Städten immer neue Kaffeehäuser. So ähnlich einander diese frühen Vorläufer auch gewesen sein mögen, so sehr differenzierten sie sich später in ihrer Art, in ihrer Einrichtung und in ihrem Wesen. Während sie sich im Norden überhaupt nicht oder nur spärlich durchsetzten, in England nach einer kurzen Blütezeit von den Teestuben verdrängt wurden, sich in Frankreich und in Italien der eiligeren Art der Lebensführung anpassen mußten, entwickelten sie sich in Wien zu Lokalen besonderer Eigenart. Vor allem im 19. Jahrhundert, in der Epoche des „langen Friedens", wurden sie zu Zentren des geschäftlichen und kulturellen Lebens, und ihr Einfluß auf den Lebensstil der Wiener war so groß, daß man von ihnen sagen konnte, sie seien für die Bewohner dieser Stadt so eine Art Weltanschauung.

Dieses typische Wiener Kaffeehaus einfach mit einem Ort zu identifizieren, wo man, vor allem am Nachmittag, ein Kännchen oder eine Tasse Kaffee trinkt und dazu Kuchen ißt, wäre vollkommen verfehlt. Der Gast, der hier einfach „Kaffee" bestellt oder gar noch ein „Kännchen" davon haben will, legitimiert sich sofort und unzweideutig als völlig uninformierter Fremdling und wird auch als solcher, zwar höflich und liebenswürdig, aber mit betonter Distanz, bedient. Im Wiener Kaffeehaus gibt es nämlich nicht „Kaffee" schlechthin, sondern es gibt neben dem meist verlangten „kleinen Mocca" die ebenfalls sehr beliebte „Schale Gold", die „Teeschale mehr braun", den in Gläsern servierten „Einspänner" (starker Mocca mit Schlagsahne), den „Türkischen" im Kupferkännchen, die berühmte „Melange" und viele andere Abarten des koffeinhaltigen Getränks. Auf jeden Fall aber, das ist das Typische am Wiener Café, gibt es dazu ein Glas frisches, klares Hochquellenwasser, wie es nur in Wien aus der Leitung fließt, schön beschlagen und mit unnachahmlicher Grazie serviert. Es gibt ferner einen Stoß Zeitungen und einen Berg von Illustrierten, die man unangefordert an den Tisch gebracht bekommt, und es gibt, kaum ist die Tasse mit dem Kaffee geleert, nochmals Wasser, das in kurzen Abständen immer wieder erneuert wird. Das ist aber auch das einzige, um das sich der Ober, den die Stammgäste der Wiener Kaffeehäuser stets mit dem Vornamen und einem „Herr"

ih ins Ambulatorium gehn, eahm massieren lassen!" – „Däs kenn ih. Däs tuat damisch weh, wann dar da Wärta so den krankn Fuaß anpackt mit seine Pratzn!" – „Bei mia net. Bei mia net. Ih halt eahm jeden Tag den g'sunden hin."

Haltestelle Kaiserstraße

Kreuzung Babenbergerstraße–Museumstraße, Linie 58: Eine Dame unbestimmten Alters steigt ein: „Herr Schaffner, bitte, wann muß ich zur Kaiserstraße aussteigen?"
„Aber, da ham S' ja no Zeit, gnä Frau, i ruaf's eh aus ... Nochch jemandohnefahrschein?!"
Haltestelle Stiftgasse: „Herr Schaffner, bitte, ist das schon die Kaiserstraße?!" – „Aber nein, gnä Frau, i ruaf's ja ch aus, Aaachtunng!"
Bimm!
Haltestelle Neubaugasse: „Herr Schaffner ... ?!" usw.
Endlich: „Kaiserstraße, Linie fünf! – So, gnä Frau, jetzt samma da, da vurn is die Kaiserstraßn, rechts hinauf, bitte!" Die Dame steigt aus, dreht sich zweimal um die eigene Achse – und geht dann nach links. Richtung Stumpergasse. Der Schaffner, vor dem Abläuten, blickt ihr wortlos nach. Dann, zu den Fahrgästen gewendet, mit einer unbeschreiblichen Handbewegung: „Segn S'? ... deswegn hab i net gheirat. Vorwärttss!"

Wenn man bedenkt ...

Graf Bobby, im Anblick des gestirnten Himmels, zu seinem Freund, dem Baron Mucki: „Schau dir das an, welche Pracht, welche Fülle! Und wenn man bedenkt: nur der Bezirk Wien!"

Nicht ganz richtig

Der große Wiener Mediziner Billroth prüfte einst einen Kandidaten ungarischer Staatsangehörigkeit und fragte, auf ein inneres Organ zeigend: „Was ist das?"
„Das ist das Lebber."
„Erstens", bemerkte Billroth, „spricht man nicht Lebber, sondern Leber; zweitens heißt es nicht das Leber, sondern die Leber; und drittens ist es nicht die Leber, sondern die Milz."

Der Herr von Schödl

Einmal kam der Herr von Schödl ganz echauffiert ins Kaffeehaus. Seine Miene schrankenloser Bonhomie zeigte einen Anflug von Pathos. – „Was ist Ihnen denn g'schehn, Herr von Schödl?" fragten die Freunde. – „Also heut' hab' ich einen Haufen Besorgungen g'macht; meine Frau hat mir alles auf ein Zettel g'schrieben, daß i nix vergiß... Und an Regenschirm hab' ich mitg'nommen, weil man's eh net wissen kann ... Und da is mir etwas sehr Bezeichnendes passiert, etwas sehr Bezeichnendes! Z'erst also bin ich beim Demel g'wesen, dann in der Spezialitätentrafik, dann beim Sirk wegen die Koffer, dann beim Habig für den neuchen Hut, und dann bin ich noch in ein kleines Gemischtwarengeschäft um a Kragenknöpferl. Und wie ich schon heim will, steh' ich plötzlich wie ein angemalener Türk – is doch mein Schirm net mehr da! ... Und grad hat's zum Tröpfeln begunnen ... Z'erst bin ich also zum Demel, ob mein Schirm net da ist! ‚Bedaure, nein.' Dann in die Spezialitätentrafik, dann zum Sirk, dann zum Habig – überall hat's geheißen ‚Bedaure, nein.' Sie, ich hab' Ihnen eine Besorgnis g'habt ... Und dann frag' ich im kleinen Gemischtwarengeschäft an der Ecken. Und richtig, der Schirm war da! Schaun's, da sieht man wieder: die großen, die renommierten G'schäft, die haben den Schirm net g'habt, a woher! Aber so ein kleines, bescheidenes G'schäft, was Knöpferl verkauft – das hat ihn g'habt!"

Wer ist ein Schuft?

Als sich der Kriegsminister beim Kaiser über den General Galgoczy beschwerte, weil dieser auf eine Rückfrage mehr als lakonisch geantwortet hatte, nahm der Kaiser das Schreiben des Generals und las: Erhalten so und so viel – ausgegeben so und so viel. Wer's nicht glaubt, ist ein Schuft. Der Kaiser reichte dem Kriegsminister Galgoczys Brief zurück und sagte: „Ich glaub's."

davor anreden, noch kümmert, ganz gleich, wie lange man hier verweilt.

Das Wiener Kaffeehaus ist kein Lokal, wohin man mit der Familie oder mit Kindern geht, um Eis, Torten oder belegte Brote zu verspeisen, es ist vielmehr ein Ort, den man aufsucht, um Bekannte zu treffen, Geschäfte abzuwickeln, zu dichten oder aber um die Zeitung zu lesen. Diesen besonderen Bestimmungen des Wiener Kaffeehauses entspricht auch der diskrete Ton, der hier herrscht. Nicht nur die Gäste unterhalten sich leise, auch der Ober flüstert mit dem Gast und wäre höchst erstaunt, durch einen lauten Zuruf herbeigeholt zu werden.

Die Geschichte des Wiener Kaffeehauses ist aufs engste mit der Kulturgeschichte dieser Stadt verquickt. Was immer in Wien los ist, erfährt man am ehesten im Kaffeehaus, und alle Wiener Zeitungen wurden seit eh und je hier gemacht. Nicht nur Bohemiens wie Peter Altenberg waren im Kaffeehaus daheim, auch Lyriker wie Lenau, Musiker wie Beethoven und Dramatiker wie Grillparzer konnte man Tag für Tag in ihren Stammcafés antreffen. Das „Silberne Kaffeehaus" in der Plankengasse ist ebenso eng mit einem Kapitel Literaturgeschichte verknüpft, wie in einer späteren Epoche das Café „Central" in der Herrengasse. Im Café „Griensteidl", wo auch Heinrich Laube und Karl Kraus verkehrten, hat Hugo von Hofmannsthal seine ersten Gedichte vorgelesen, und auch alle Wiener Dichter nach ihm hatten und haben ihr „Stammcafé". „Man kann", schrieb schon Adolf Glasbrenner, als er, der berühmt gewordene Schilderer des Berliner Lebens, einst auch Wien besuchte, „zehnmal vergebens nach der Wohnung eines Wieners gehen, mit dem man Notwendiges zu sprechen hat; kennt man aber sein Kaffeehaus, so trifft man ihn sicher. Auf die Frage Wo?", so bemerkt er treffend, „steht in Wien das Kaffeehaus."

In Wien hat das Café Regime und Zeiten überdauert. Es ist auch nach dem Jahre 1945 wieder erstanden. Und zwar gleich, als das Licht wieder brannte, als es Hochquellenwasser und Zeitungen gab. In jüngster Zeit aber erwuchs ihm eine gefährliche Konkurrenz: Das Espresso! Von Italien kommend und mit all dem südlichen Charme ausgestattet, für den der Wiener so anfällig ist, hat es die Stadt im Sturm genommen, und überall, im Zentrum ebenso wie in den Vorstädten, blinken und schimmern die chromverzierten Automaten, die in Sekundenschnelle die duftende Essenz, sozusagen einen „Super-Kaffee" liefern, für Menschen bestimmt, die keine Zeit mehr haben. Aber mit echt wienerischer Elastizität haben die Kaffeehausbesitzer den Ansturm dieses Fremdlings aus dem Süden abgefangen: Sie haben in ihre alten Kaffeehäuser Espresso-Bars eingebaut und haben damit die lange Liste der verschiedenen Kaffeearten, die man bei ihnen genießen kann, noch um die des Espressos und des „Capucinos" vermehrt. Aber auch die neuen, die eigentlichen Espresso-Lokale haben der wienerischen Eigenart Konzessionen gemacht, Sitzplätze vorgesehen und auch separierte Räume mit Kellnerbedienung angegliedert, wo man, zusammen mit der Tasse Espresso, das wienerische Glas Wasser vorgesetzt bekommt. Es sieht sehr danach aus, als ob aus den Espresso-Bars im Laufe der Zeit noch richtige Wiener Kaffeehäuser würden.

Und das wäre die erste Assimilation nicht, die Wien und seine Atmosphäre zuwege gebracht haben ...

Verträumter Innenhof eines alten Bürgerhauses am Ulrichsplatz im „Neubau", dem heute stillen 7. Bezirk, in dem einst Wiens Seidenfabrikanten wohnten Photo Erwin Dietl

Eine der ältesten Stadtansichten Wiens auf dem Gemälde „Flucht nach Ägypten" des Meisters vom Schottenstift (1469). Hinter dem Heiligenschein der Madonna die im Zuge der Stadtmauer gelegene und von vier mächtigen Ecktürmen flankierte Herzogsburg – der heutige Schweizerhof der Hofburg; rechts im Hintergrund der Stephansdom
Vorlage Fred Hennings

Vienna Gloriosa

Denk- und merkwürdige Berichte über die Kaiserstadt

AUS DEM WIENER STADTRECHT

Über den Umgang mit Waffen

1221

Es soll auch kein fremder Kaufmann zu Wien länger bleiben mit seinem Kaufschatz denn zwei Monate, und soll seinen Kaufschatz niemanden verkaufen, als einem Bürger zu Wien. Er soll auch nicht kaufen Gold und Silber. Hat er Gold oder Silber, das soll er verkaufen zu unserer Kammer. – Kein Ausländer darf in der Stadt mit gespanntem Bogen gehen, sondern vor dem Tore soll er die Sehne des Bogens ablassen; und wenn er etwas in der Stadt zu handeln hat, soll er den Bogen in seiner Herberge lassen und nach verrichteter Sache mit ungespanntem Bogen wieder aus der Stadt gehen. Welcher dawider sich vergreifen würde, dem soll man den Bogen samt dem Köcher wegnehmen. – Es soll auch keinem Bürger vergönnt sein, aus der Stadt oder hinein zu gehen mit gespanntem Bogen.

PAPST PIUS II.

Fürstliche Bürgerhäuser

1438

Aus einem Brief Enea Silvio Piccolominis, des späteren Papst Pius II.

... die Ringmauer der Stadt (Wien) beträgt 2000 Schritte; aber sie hat weitläufige Vorstädte, die gleichfalls ein mächtiger Graben und Wall einschließt. Der Graben der Stadt ist breit, der Wall sehr hoch, die Mauern dick und erhaben, mit häufigen Türmen und Bollwerken, zur Verteidigung trefflich. Der Bürger Häuser sind hoch und geräumig, wohlgeziert, gut und fest gebaut; ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die sie Stuben nennen und heizen, denn der Winter ist sehr rauh. Überall sind Fenster von Glas und Türen und Gitter meist von Eisen, die Vögel singen in den Stuben, und man erblickt zahlreiches und köstliches Gerät. Den Rossen und jeder Gattung Zugvieh öffnen sich weite

Ställe. Die Häuser tragen ihre Giebel hoch, sie sind mit Geschmack und Pracht verziert, meist von innen und außen bemalt, durchaus von Stein, die Dächer aber leider meist mit Schindeln, wenige mit Ziegeln gedeckt. Wo du zu einem Bürger gehst, meinst du in eines Fürsten Haus zu treten. Die Häuser der Prälaten und des hohen Adels sind frei und der Stadtmagistrat hat keine Gerichtsbarkeit in ihnen. Die Keller sind so tief und so weit, daß das allgemeine Sprichwort gilt, es gebe ein oberirdisches und ein unterirdisches Wien. Die Straßen und Gassen sind mit hartem Gestein gepflastert, das den Wagenrädern sehr gut widersteht.

G. V. GHELEN

Gemartert und gequälet mit höllischen Erfindungen

1683

Das ist der mit vielen Seufftzen verlangte Tag, an welchem durch GOTTES große Gnad und Barmherzigkeit, die arme Stadt Wien von der grausamen Macht der Ottomannischen Nation erlöset worden; welche gantzer 62 Tag über mit vielen 1000 Stück Kugeln, Bomben, Granaten, Feuer-Ballen, Steinen, Musqueten-Kugeln, Minen und andern Höllischen Erfindungen sie gemartert und gequälet hat...
Welche nicht nur allein die Aussen-Werke ruinirt und einen guten Teil der angegriffenen Pasteyen zerrissen und zerbrochen, sondern auch die prächtigerbaueten Kayserlichen Palläste und andere schöne daranstoßende Gebäue; als die Thürne und die Kirchen der Minoriten zum Heil. Creutz, der Augustiner und des Hospitals hefftig beschädiget hat: Auch der an der Domkirchen weitberühmte Stephans-Thurn war von den Stück-Kugeln nicht befreyet; massen man an diesem herrlichen Gebäu an unterschiedlichen Orten derselben Würckungen gar wohl sehen kan, und wird der daran geschehene Schad ohne grosse Unkosten nicht wohl können gebessert werden.

LEOPOLD MOZART

Wolferl hat die Kaiserin abgeküßt

1762

Ich hatte den festen Vorsatz, Ihnen, sobald wir von Schönbrunn kämen, zu berichten, allein: wir mußten von Schönbrunn schnurgerade zum Prinzen von Hildburghausen fahren. Es überwogen dennoch sechs Dukaten die Expedition des Briefes. Nun läßt die Zeit nicht mehr zu, als in Eile zu sagen, daß wir von den Majestäten so außerordentlich gnädig sind aufgenommen worden, daß, wenn ich es erzählen werde, man es für eine Fabel halten wird. Genug, Wolferl ist der Kaiserin auf den Schoß gesprungen, hat sie um den Hals bekommen und rechtschaffen abgeküsst. Kurz, wir sind von 3 bis 6 Uhr bei ihr gewesen, und der Kaiser kam selbst in das andere Zimmer heraus, mich hineinzuholen, damit ich die Infantin auf der Violine spielen hörte.
. . . heute um halb 3 müssen sie zu den zwei jüngsten Erzherzogen; um 4 Uhr zum Grafen Palffy, dem ungarischen Kanzler. Gestern sind wir beim Grafen Kaunitz und vorgestern bei der Gräfin Kinsky und den Grafen von Ulfeld gewesen. Wir sind schon auf zwei Tage wieder verstellt.

FRIEDRICH LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG

Schöne Damen, benarbte Krieger

1792

Ich fand nirgends die große Welt, von deren Strudeln ich mich, wie du weißt, nicht gern ergreifen lasse, so frei von Zwang, als in dieser Hauptstadt. Alter und Jugend, welche in andern großen Städten

Die Türken vor Wien – dieses zweimalige Ereignis hat Zeichner, Maler und Kupferstecher immer wieder zu neuen Arbeiten angeregt Vorlage Historia-Photo

unsers Vaterlandes zu oft in denselbigen Zimmern versammelt, dennoch wie geschieden bleiben, stimmen hier traulicher zusammen, und geben daher dem Tone der Gesellschaft mehr Geschmeidigkeit, Mannigfaltigkeit und Leben. Nicht so gegossen in eine Form (welche so oft dem menschlichen Charakter an sich übel stehet, und durch Wiederholung bis zum Ekel langweilig wird) findet man hier mehr Personen von eignem Charakter, daher mehr Unterhaltung. Die Damen beleben die Gesellschaft mit Freundlichkeit; graue Staatsmänner und benarbte Krieger lassen sich gern von ihnen beleben; das in andern Städten alles verschlingende Spiel ist nicht die Seele, nicht der einzige, nicht der größte Zweck der Zusammenkünfte...

BARONIN DU MONTET

Beispielloser Luxus

1814

Alle Staatsoberhäupter Europas finden sich in Wien zum Kongress ein. Man trifft ungeheure Vorbereitungen, um sie mit Glanz zu empfangen. Der bei diesem Anlaß entfaltete Luxus ist beispiellos. Heute morgen sah ich den Einzug des Kaisers von Russland und des Königs von Preußen. Ich war bei der Gräfin Sarah von Bruges, deren Wohnung einen Balkon besitzt, von dem man die zum Prater führende Straße überblickt. Die beiden Herrscher müssen von der Pracht des Schauspiels, das sich ihren Augen darbot, geblendet gewesen sein: Die schönsten Truppen der Welt in neuen Uniformen waren in den herrlichen, langen Alleen des Praters aufgestellt. Die ganze Bevölkerung Wiens füllte freudig und im Festgewand die Gassen und Straßen ...

Die Könige von Dänemark und Württemberg kamen am vergangenen Donnerstag an. Der Dänenkönig hatte es so eilig, dem Kaiser seinen Besuch abzustatten – der ihn seinerseits mit möglichster Feierlichkeit empfangen wollte – daß im Empfangssaale noch nicht einmal alle Kerzen brannten. Der Kaiser bemerkte die Aufregung der mit dieser Aufgabe betrauten Leute und wollte ihre Mühe ein wenig vermindern, indem er selbst bei der Arbeit mithalf. Der König von Dänemark überraschte ihn bei dieser Beschäftigung.

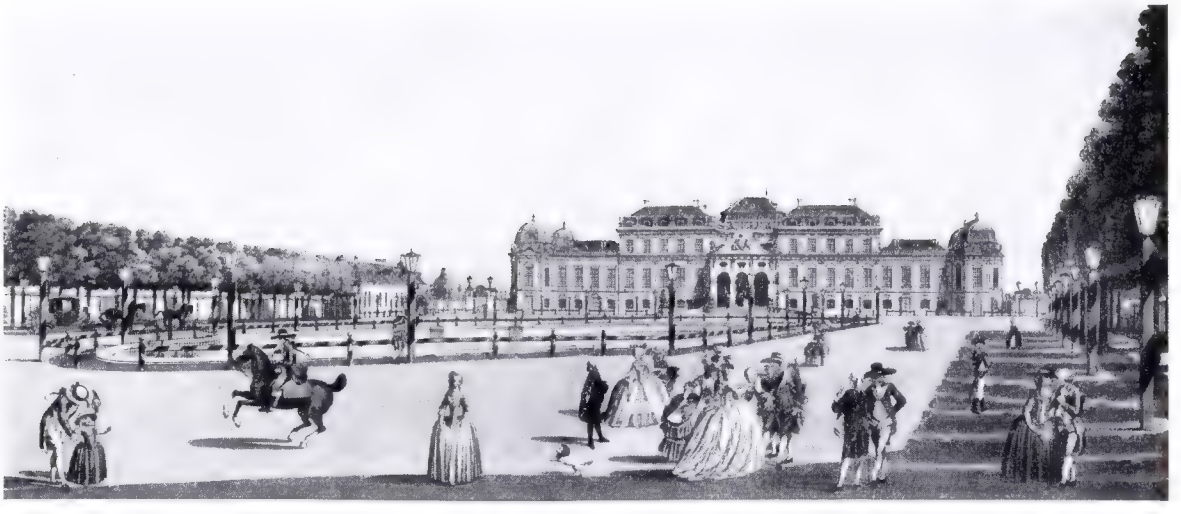
ENCYCLOPÄDISCHES WÖRTERBUCH DER WEBELSCHEN BUCHHANDLUNG, ZEITZ

Wien ist merkwürdig wegen...

1822

Wien, feste Hauptstadt des Österreichischen Kaiserthums und des Landes unter der Ens, an der Donau, Residenz des Kaisers, hat mit ihren 33 Vorstädten 239 000 Einwohner (ohne Militair, Juden, Fremde etc.), 7162 Häuser, 110 meistens krumme Gassen (durch 3200 Laternen erleuchtet), 46 Kirchen, 17 Klöster, 10 freie Plätze und einen Umfang von $3^1/_2$ Meilen. Hier ist der Sitz aller hohen Regierungskollegien des Staates, eines Erzbischoffs und einer Universität. Man findet 5 Theater, 6 öffentliche und die Universitätsbibliothek von 90 000 Bänden, eine Sternwarte, ein Naturalienkabinet, botanischen Garten, Taubstummeninstitut etc., 22 Buchdruckereien, 75 Kaffeehäuser, 500 Bierhäuser, zahlreiche Fabriken, welche über 60 000 Menschen beschäftigen und Seiden-, Sammt-, Baumwollen- und Galanteriewaaren, goldne und silberne Spitzen, Bänder, musikalische Instrumente, Porzellan, Tapeten, künstliche Blumen, Gewehre, feine Stahlarbeiten etc. liefern. Zu den Merkwürdigkeiten gehört ... die von Quadersteinen in gothischem Geschmack erbaute, 342 Fuß lange, 222 Fuß breite und mit dem Thurme 435 Fuß hohe Stephanskirche, mit 38 reichen Altären

Der Wiener Kongreß. Kupferstich nach dem Gemälde von Jean Baptiste Isabey (1767–1855), der vor 1814 Hofmaler Napoleons war Vorlage Historia-Photo



Gartenpalast des Prinzen Eugen (Oberes Belvedere), gezeichnet und gestochen von C. Schütz, 1785 Vorlage Historia-Photo

und einer Glocke, 367 Centner schwer ... Außerhalb der Stadt sind der Augarten und der Prater, reizende Vergnügungsorte. Wien ist der Geburtsort der Dichter J. Bapt. Alxinger (– 1797), Karl Mastalier (– 1795), der beiden Collin, des Geschichtschreibers J. Matth. Schröckh (– 1808) etc.

FIDELIS

Wein, Bier und Wienerwürstel

1827

Gasthäuser, Weinschenken, Bierhäuser, wo man mittags und abends speisen kann, gibt es im großen Überfluß. Das Zeichen des Weines sind Tannenreiser ... Wo an einer Specerei-Handlung Tannenreiser ausgesteckt sind, ist es ein Zeichen, daß da Wein geschenkt wird; zu Essen bekommt man aber da nur italiänische Würste, Meerfische,und die eßbaren Artikel jeder Specerei-Handlung. Das Zeichen des Bieres sind Hobelspäne ... In vielen Bierhäusern, aber nicht in jedem, findet man vollständigen Mittags- und Abendtisch, überall jedoch kalte Küche und die beliebten Wienerwürstel warm. Das ist auch der Fall in den Weinschenken, die nicht schildmäßige Gasthäuser sind. – Ein Zettel an dem Fensterladen gibt gewöhnlich Nachricht, in wie ferne da gekocht wird. Man ißt und trinkt in Wien nicht bloß auf der Oberfläche, sondern auch unter der Erde. In Kellern, ein- auch zwey Stock tief, werden im Angesicht der gezapften Fässer, bey Licht am hellen Mittag, kalte und warme Speisen serviert ... In den Kaffeh-Häusern bekommt man nicht zu essen, sondern nur Frühstück und Erfrischungen, besonders Gefrorenes ... In allen findet man Zeitungen, in vielen auch Journale; überall Billards, Karten- und Bretspiele.

HEINRICH LAUBE

(1806–1884)

Aber sie lächeln

Jedes Haus in Wien lächelt! Es ist kein junges, modernes Lächeln, aber es ist behaglich. Sogar die versteckten Regierungsgebäude imponieren nicht etwa, sie zucken ein wenig die Achseln und meinen, „a Ordnung muß halt sein", aber sie lächeln auch.

E. M. VACANO

Das Weltall im Wurstelprater

1873

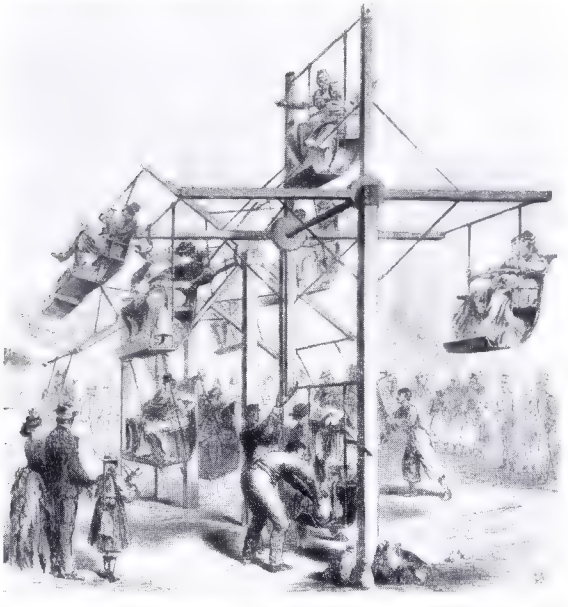
Die Schauhütten drängen sich da Mann an Mann, mit ernsten, gelehrten Gesichtern. Es ist merkwürdig, daß alle Schauhütten des Wurstelpraters für ihr Leben gern gelehrt sein möchten. Da gibt es einen Haifisch, der so präpariert ist, „daß kein Museum! ... etc.", mit gelehrter Belehrung über den Haifischfang nach einem alten Sagenbuche. Dort wieder sind fliegende Hunde, „die einzigen lebenden, die jemals in Europa gezeigt worden sind!" Dort wiederum die geschichtlichen Ergründungen über die Folter, in antiken echten Exemplaren erklärt, welche man bei einem Schlosser des Tandelmarktes zusammenschweißen ließ. Endlich die physiologisch-mechanischen Kabinette, wo man elektrisiert werden kann nach den neuesten Verbesserungen, und zuletzt die mechanisch-artistischen Bolzschießhallen, wo die Wissenschaft ihren Triumph feiert in trommelnden Figuren und mechanischen Schwänen, wenn man – in's Schwarze trifft. Das ganze Weltall mit seinen Wundern entrollt sich im Wurstelprater.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Alles das soll keiner sehen?

1894

Die Wiener Malerei speziell hat erstaunlich wenig Charakter ... bei uns sucht man in Porträt und Straßenbild fast umsonst das bezwingend „Unserige". Und doch sind diese Menschen, und doch ist diese Stadt so sehr besonders!



Russische Schaukel im Prater, Zeichn. von Elliot, 1873
Vorlage Historia-Photo

Die wundervolle, unerschöpflich zauberhafte Stadt mit dieser rätselhaften, weichen, lichtdurchsogenen Luft! Und unterm traumhaft hellen Frühlingshimmel diese schwarzgrauen Barockpaläste mit eisernen Gittertoren und geschnörkelten Moucharabys, mit Wappenlöwen und Windhunden, großen, grauen, steinernen! Diese alten Höfe, angefüllt mit Plätschern von kühlen Brunnen, mit Sonnenflecken, Efeu und Amoretten! Und in der Vorstadt, diese kleinen, gelben Häuser aus der Kaiser-Franz-Zeit, mit staubigen Vorgarterln, diese melancholischen, spießbürgerlichen, unheimlichen kleinen Häuser! Und in der Abenddämmerung diese faszinierenden Winkel und Sackgassen, in denen die vorübergehenden Menschen plötzlich ihr Körperliches, ihr Gemeines verlieren und wo von einem Stück roten Tuchs, vor ein schmutziges Fenster gehängt, unsäglicher Zauber ausgeht! Und dann, später abends, die Dämmerung der Wienufer: über der schwarzen Leere des Flußbettes das schwarze Gewirre der Büsche und Bäume, von zahllosen kleinen Laternen durchsetzt, auf einem wesenlosen transparenten Fond graugelben Dunstes aufgespannt und darüber, beherrschend, die drei dunklen harmonischen Kuppeln der Karlskirche! Und alles das, soviel Größe und soviel Reiz, soviel liebliche Anmut, so sehnsüchtige Durchblicke, so konzentrierte, sinnreiche Schönheit, alles das, so wahr, so wirklich, so gegenwärtig und so tiefsinnig, Stoff genug, die komplizierten Seelen einer ganzen Generation damit auszudrücken, soll keiner sehen, keiner spüren?

WILHELM HAUSENSTEIN

Biedermeierliches Grinzing

1930

Grinzig ist ein Ort, so reizend wie eine dörfliche Vorstadt auf dem Theater der Biedermeierzeit; klar und freundlich; geputzt und behaglich. Unter dem ausgestreckten Kiefernwedel biege ich ein, in den Wirtshof. Kastanien stehen ordentlich in Reihen. Die Tische sind säuberlich mit hellen Tüchern belegt. Der Erdboden ist gekehrt. Der Baumgarten harrt leer. Eine Lampe wird im Freien entzündet – nur eine, auf meine Bitte, denn so ist es gut. Die Dinge am Rand des Gartens vergehen im Halbdunkel, und es ist nicht nötig, hineinzuleuchten. Die Kellnerin bringt den süßen Neuen; ich esse Walnüsse, Kastanien und Schwarzbrot dazu, wie es sein muß ...
Das Glas geht zum Munde; der Traubenmost segnet die Jahreszeit, wie er von ihr gesegnet wird. Im heimlichen Spiegel des Nachdenkens erscheint, schon märchenhaft entfernt, der Leopoldsberg mit den zwei barocken Kirchtürmen, wie er rechts droben über meinem Anstieg stand; und die Stadt Wien mit der Stephanspyramide, die fein aus dem Nebel stach; und der matte Glanz der gewundenen Donau. Der Abend ist mild; die Luft ist weich und zärtlich. Als ob es Frühjahr werden wollte, probiert eine Amsel noch einmal ihre Stimme – zaghaft, abwesend, und die wenigen Töne sticken sich silbrig in das Traumbild der Erinnerung an den Blick vom Kahlenberg auf die schöne Stadt Wien, über der die Schwere des Nebels schläft.

JOSEF WEINHEBER

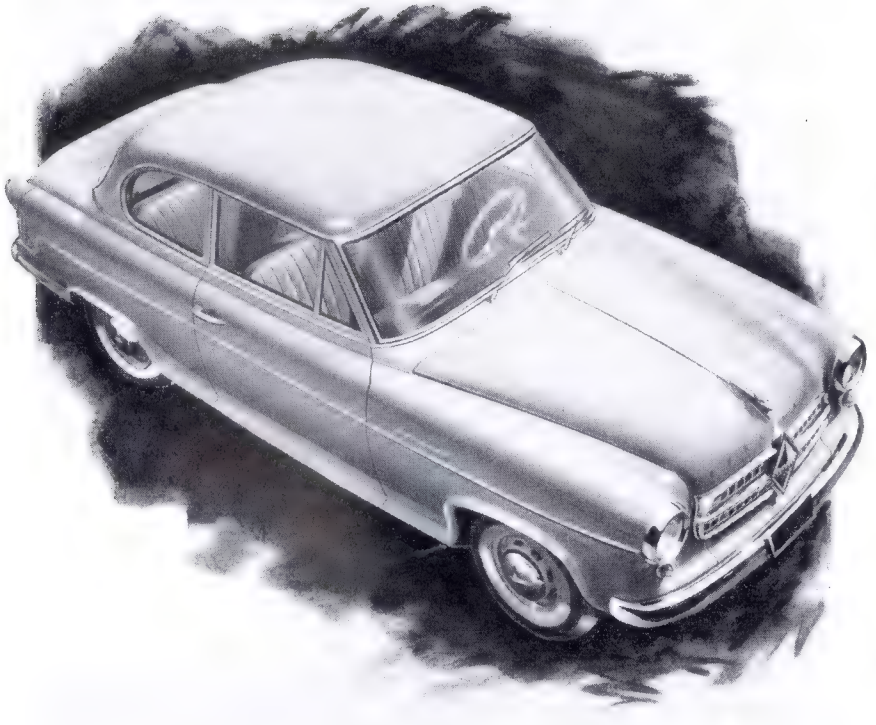
Was ist Paris gegen Wien!

1944

Wien ist die genialischste Stadt der Erde! Ich habe Paris gesehen und erlebt. Aber – was ist Paris gegen Wien! Eine große Stadt gegen eine kleine. Haussmann gegen Fischer v. Erlach: Überfremdetheit gegen Einfremdung. Das Schönste an Wien ist nicht sein Stadtbild – obwohl es schön genug ist! –, das Schönste an Wien ist seine Aura, seine Luft – Beethoven, Hebbel, wie sie nur heißen mögen, die von draußen zu uns kamen, alle haben sich hier als Wiener etabliert, sind hier zu Wienern geworden. Der Geist dieser Stadt ist ein magischer Geist.

Cuspiery-Blu

Piano . . .



Lächelnd nimmt er
den Beifall der Menge
und entzieht sich
dem freundlich' Gedränge:

Er wird erwartet . . .

Draußen startet
von vielen bewundert
Isabella und er;
vor den Augen der hundert
sind Kunst und Können
glücklich vereint.

Jedem das Seine - Anspruchsvollen eine Isabella

One of Europe's most promising 1 1/2 Litres sedans is the Borgward Isabella from Germany. (aus "Road and Track")

BORGWARD

OTTO ROMMEL

Vom Hanswurst zur Volkskomödie

Hofrat Dr. Otto Rommel, in Mährisch-Schönberg 1880 geboren und seit 1899 ein Bürger Wiens, beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Erforschung des Wiener Volkstheaters. Seine wichtigsten Arbeiten sind: die historisch-kritischen Ausgaben der Werke Anzengrubers (1917) und Nestroys (1924 und 1948), das sechsbändige Werk „Barocktradition im österreichisch-bayerischen Volkstheater" (1935) und das Buch „Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroys" (1952).

Wie soll man sich die erstaunliche Tatsache erklären, daß die Stücke zweier Wiener Schauspieler – Raimund und Nestroy –, die so wenig literarisch eingestellt waren, daß sie nicht einmal ihre Dramen drucken ließen, heute, rund hundert Jahre nach ihrem Tode, nicht nur in ihrer Heimat, sondern im ganzen deutschen Sprachgebiet so unerhört lebendig wirken, obwohl ihre Bühnenform nur noch historisch erfaßt werden kann? Die Erklärung ist einfach: diese Stücke sind aus dem Geiste des Theaters geboren, und kommen sie auf die Bretter, so schließen sich noch immer die magischen Kontakte, die den Zauber theatralischen Lebens hervorrufen. „Theater" ist eben seinem Wesen nach ein soziales, nicht ein rein ästhetisch-literarisches Phänomen.

Es ist kein Zufall, daß die ersten „stehenden", d. h. täglich spielenden, jedermann gegen Eintrittsgeld zugänglichen deutschen Schauspielhäuser in Hamburg (1678–1738) und Wien (seit 1710) entstanden. Theater großen Stils gedeiht nur in volkreichen Städten. Echtes Theater braucht starke volkliche Resonanz. Sein Merkmal ist, daß es nicht Aufträge erfüllt, sondern aus sich selbst lebt und immer neue Formen hervorbringt. Die schöpferische Potenz in einem solchen Theater ist der Schauspieler, der vielfach auch die Spieltexte verfaßt. Es genügt, an Shakespeare und Molière zu erinnern.

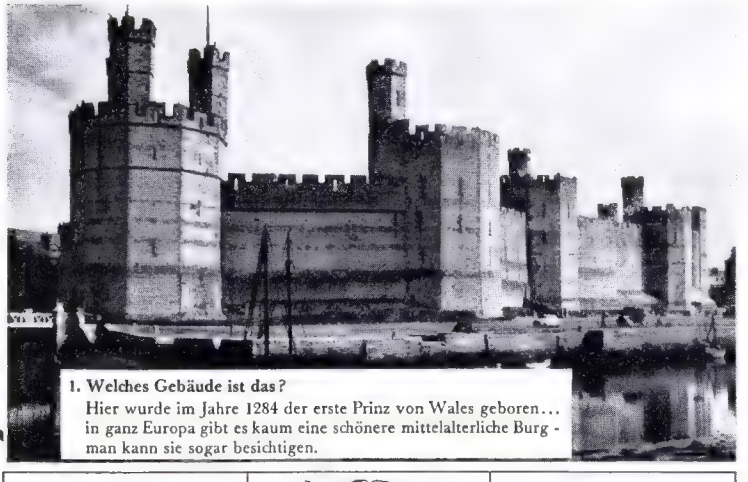
Daß man sich in Deutschland der eigentlichen Funktion des Theaters auch heute noch verhältnismäßig selten bewußt ist, hängt mit der unseligen geschichtlichen Entwicklung zusammen, die Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert, als das moderne Theater entstand, zum Schlachtfeld Europas machte. So wurde das deutsche Theater eine Schöpfung der bürgerlichen Aufklärung und der „Bildung". Universitätsprofessoren wie Gottsched und bildungsbeflissene kleine Höfe wie Gotha, Mannheim oder Weimar nahmen sich des Kümmerlings an, der das blutige Jahrhundert der Glaubenskriege nur im Zustand letzter Entkräftung überstanden hatte.

Doch „Bildung", d. h. gute Lehren und nachahmenswerte Muster, schaffen bestenfalls einen „Betrieb", aber noch kein Theater. Auch das Wunder des Zusammenwirkens zweier säkularer Genien wie Schiller und Goethe konnte in dem Kleinstädtchen Weimar kein lebendiges Theater ins Leben rufen. Eine Dichtung kann auch in einer Dachkammer entstehen, ja, Einsamkeit kann eine der Bedingungen ihrer Größe sein. Aber der geistvollsten Literaturkomödie kann die komische Katharsis versagt bleiben, die z. B. von den namenlosen Schöpfungen der Commedia dell'arte mit nachtwandlerischer Sicherheit erreicht wurde.

Das erregende Moment in der Theatergeschichte Hamburgs und Wiens wurde der unerhörte Glanz

What do you know about Britain?

Was wissen Sie von England?



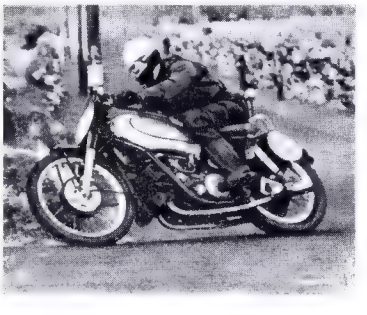
1. Welches Gebäude ist das?
Hier wurde im Jahre 1284 der erste Prinz von Wales geboren... in ganz Europa gibt es kaum eine schönere mittelalterliche Burg - man kann sie sogar besichtigen.

a) Gehört zu Oxford und Cambridge.

b) Jeden Tag vor dem Buckingham Palast zu sehen.

c) Sind oft sehr bunt.

2. Können Sie sagen, was das für englische Kopfbedeckungen sind?



3. Was spielt sich wo ab?

a) Das Stück, sein Verfasser und das Theater - alle sind weltberühmt.

b) Bei dieser aufregenden Veranstaltung zählen Bruchteile von Sekunden.

Hier sind die Antworten: 1. Caernarvon Castle, Nord Wales

2. a) »Mörtelbretter«, von den Studenten getragen. b) Bärenmützen, Kopfbedeckung der Brigade of Guards. c) Schülermützen.

3. a) Shakespeares »Zwölfte Nacht« im Old Vic, London. b) Ulster Tourist Trophy, Nord-Irland.

Die einzig richtige Antwort aber ist »Fahren Sie in den Ferien nach England und sehen Sie sich den freundlichen Engländer einmal an«. Beginnen Sie schon **jetzt** mit Ihrer Planung - besuchen Sie Ihr Reisebüro, oder bitten Sie um illustrierte Prospekte über die verschiedenen Arten, mit denen Sie sich in den Ferien in England zerstreuen können. Bitten Sie um Reiseführer für jedes Gebiet von England, Wales, Schottland und Nord-Irland. Denken Sie daran, daß es billiger ist, im Frühling und Herbst zu reisen. Schreiben Sie an: Die Britische Reisezentrale Abtlg. G 2216, Frankfurt/Main, Neue Mainzer Straße 22.

BBC (British Broadcasting Corpor.) schildert Ihnen England. Hören Sie die in 14-tägigem Abstand erfolgenden Mittwoch-Sendungen. Deutsche Sendungen auf den Wellen 232 m, 49 m, 31 m.

DM 7000 sind ausgesetzt für die besten Fotos, die im Jahre 1956 von England aufgenommen wurden. Erbitten Sie genaue Auskunft über den Wettbewerb »England im Fokus« bei jedem Reisebüro, oder schreiben Sie an die oben angeführte Adresse der Britischen Reisezentrale.

COME TO BRITAIN

Kommen Sie nach England für Ferien, die einmal **anders** sind.

Nestroy (1801–62) als ‚böser Bube Willibald'

der barocken Oper italienischer Prägung, in der das 17. Jahrhundert *das* Drama sah. Aber der von einer Gesellschaft von unternehmenden Kaufleuten gegründete „Große Hamburgische Schauplatz" schloß 1738 sang- und klanglos seine Pforten, und das Unternehmen blieb nach sechzigjährigem Bestehen tatsächlich ohne Folgewirkungen. In Wien war es so, daß der Magistrat sich genötigt sah, für die zahlreichen wandernden Schauspieltruppen, in deren Buden das Volk sich drängte, ein feuerfestes Haus zu bauen, weil das Risiko der Brandgefahr nicht mehr zu tragen war. Aber dieses Theater nächst dem Kärntnertore wurde der Ausgangspunkt einer reichen und glänzenden theatralischen Entwicklung. Warum? Erstens war der theatralische Raum größer, denn Wien war nun einmal bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die größte Stadt deutscher Zunge und die drittgrößte Stadt Westeuropas überhaupt. Und die Welt der barocken Oper war für die Wiener nicht nur ein angestauntes Schaustück, sondern ein Erlebnis. Was die Barockoper darstellte, das hatten die Wiener in der prunkvollen Hofhaltung der Habsburger, die sich ja keineswegs auf die Innenräume der Burg beschränkte, sondern durch Aufzüge, Auffahrten und andere Veranstaltungen die ganze Stadt zum Rahmen ihrer Herrlichkeit machte, als eine höchst eindrucksvolle Tatsache tagtäglich vor Augen. Es bestand kein Gegensatz zwischen dem Schaubilde, das die Oper bot, und der Wirklichkeit. Daher war es für den Theaterprinzipal und Komiker Josef Anton Stranitzky, der sich 1705 in Wien festsetzte und schon 1711 die italienische Konkurrenz aus dem Kärntnertortheater hinauszudrängen vermochte, einfach selbstverständlich, daß er ebenfalls Opern aufführte wie der Hof. Daß ihm der Hof die Musik verbot, wurde für ihn zum Antrieb, eine neue Form zu schaffen. Mit größtem Geschick gestaltete er die italienischen Libretti in zugkräftige Sprechstücke um, die auch ohne Musik „zogen", weil sie vorzüglich gespielt wurden. Was sie aber geradezu unwiderstehlich machte, war die von ihm geschaffene komische Figur des Wienerischen Hanswurst, die er in diese neuen Stücke einbaute.

Da sich ein Dutzend seiner Schauspieltexte erhalten hat, so ist ein Urteil über seine künstlerische Leistung möglich. Komische Diener der Opernhelden hatte schon die italienische Oper gekannt. Ihre Szenen hatten aber lediglich die Funktion von Ruhepausen im Überschwang der musikalisch-szenischen Herrlichkeit der Oper. In der Darstellung Stranitzkys jedoch bekam dieser Diener des Helden, dem Stranitzky Kostüm, Mundart und Gehabe eines alpenländischen Bauernburschen gab, jetzt einen erregenden Gehalt. Es ist nicht richtig, daß Stranitzky die Oper oder ihre Helden parodiert habe. Das hätte damals in Wien kein Mensch verstanden. Aber dieser Hanswurst verhält sich sozusagen skeptisch gegen die heldische Glücksverachtung, die für den barocken Opernhelden charakteristisch ist. Es fällt Hanswurst nicht ein, den Hoheitsanspruch seines Herrn zu bestreiten, aber sein ganzes Gehabe drückt aus: „Da kann ich nicht mit!", und die elementare Naturhaftigkeit seines Spiels riß nicht nur die einfachen Leute, sondern auch viele der vornehmen Herren mit, von denen manche bei allen pomphaften Ansprüchen doch etwas von Hofmannsthals Baron Ochs von Lerchenau an sich haben mochten.

Dadurch gab Stranitzky der Wiener Volkskomödie ein ewiges Thema, das für ihre zahllosen komischen Gestalten gültig blieb, und zwar nicht nur für die Papageno, Kasperl, Staberl, sondern auch für die Schöpfungen Raimunds, also für den Florian im „Diamant des Geisterkönigs" und den Valentin im „Verschwender". Sie sind alle Vertreter einer spezifisch wienerischen, nicht aggressiven Art der Gegenwehr gegen Überspanntheit, einer Komik, welche die angezweifelte Mentalität eigentlich nicht verspottet, aber sie am

Ferd. Raimund (1790–1836) als ‚Aschenmann'
Vorlagen Schroll

Maßstabe des gesunden Menschenverstandes mißt. So wird die Volkskomödie in Wien zu einem Schauspiel, das nie seinen Reiz verlor und an dem alle Standes- und Bildungsschichten lustvollen Anteil nahmen; denn so sicher es ist, daß eine Höherentwicklung nur möglich ist, wenn der Mensch über sich hinausstrebt, so sicher bedarf dieser Vorgang der Kontrolle am Maßstabe des Allgemein-Menschlichen. Diesen Geist einer versöhnenden Menschlichkeit hört man auch noch aus den ätzendsten Invektiven Nestroys heraus, und dieser Geist ist es, der seinen schon ganz anders gearteten Stücken zu Dauer verhilft.

Mit dieser Eigentümlichkeit der Wiener Komik – Stranitzkys Bedeutung liegt nicht zuletzt darin, daß er dem barocken, Ernst und Komik zu einer höheren Einheit zusammenschließenden Universaldrama die entschiedene Wendung zur Komödie gab – hängt es zusammen, daß in Wien auch der Kampf um die sogenannte „Theaterreform", d. h. der Vernichtungskrieg der Rationalisten gegen die Volkskomödie, anders als in Deutschland, d. h. durchaus positiv verlief. Als im Jahre 1776 das zum Kärntnertortheater 36 Jahre vorher hinzugekommene „Theater nächst der Burg", das ebenso wie das Kärntnertortheater immer unter der Kontrolle des Hofes stand, zum „K. K. Hof- und Nationaltheater" erhoben wurde und durch Kaiser Joseph II., der hellhörig die Bedeutung der langsam, aber unaufhaltsam emporsteigenden deutschen Literatur erkannte, die Weisung erhielt, der neuen Literatur zu dienen, da führte dieser Schritt keineswegs, wie überall sonst in Deutschland, zur Ausrottung der Keime eines bodenständigen nationalen Schauspiels. Schon fünf Jahre nach der Verdrängung der Volkskomödie vom Burgtheater erbaute 1781 der Prinzipal einer wandernden Truppe in der Leopoldstadt der Volkskomödie ein eigenes Haus, das erst den Bomben des zweiten Weltkrieges zum Opfer fiel, und 1787 und 1788 entstanden auf gleiche Art die Theater an der Wien und in der Josefstadt, die heute noch bestehen. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts blühte die Volkskomödie in drei Häusern neben dem Burgtheater und dem Kärntnertortheater, das sich zur Hofoper entwickelte und erst 1869 durch den modernen Prachtbau am Opernring ersetzt wurde. So groß der Gegensatz im Repertoire der Volkstheater und des vornehmen Burgtheaters war, die Schauspieler dieser beiden Welten hielten gute Freundschaft. Ging es ihnen doch stets um das gleiche, die Herausarbeitung des Menschenbildes ihrer Zeit am Material ihrer Stücke, die auch am Burgtheater nicht immer Werke ersten Ranges, sondern oft genug eben nur Theaterware sein konnten, denen erst die Schauspieler inneres Leben gaben.

W 02977

Rasierzeit um die Hälfte verkürzt:

Stoppen Sie es bitte nach der Uhr ab: Kaloderma Rasierschaum verkürzt die Zeit, die Sie auf das Rasieren verwenden, tatsächlich mindestens um die Hälfte. Ein leichter Druck auf das Ventil ergibt rasierfertigen Schaum. Sie brauchen ihn nur auf der Bartfläche zu verteilen und – können jetzt gleich den Apparat ansetzen: ohne langwieriges Einschäumen ist das Haar sofort gründlich erweicht und schnittreif gemacht. Natürlich ist er – wie alle Kaloderma-Rasiermittel – glyzerinhaltig: spielend leichtes und hautschonendes Rasieren in der **Hälfte der Zeit, die Sie bisher dazu benötigten.**

KALODERMA
RASIERSCHAUM

KALODERMA RASIERWASSER *mit Hamamelis zubereitet, desinfiziert und tonisiert Ihre Haut und erfrischt Sie mit seinem sauberen, angenehm männlichen Duft.* *DM 2.20 und DM 3.60*

Aus diesem sicheren Gefühl für das Menschliche, das für das Wiener Theaterleben bezeichnend ist, gelang der Alt-Wiener Volkskomödie ihre große geschichtliche Leistung: die restlose Assimilierung und Fruchtbarmachung des eigenartigsten Erbes aus barocker Theaterkultur, des Zauberwesens, gegen das sich begreiflicher Weise die Angriffe der rationalistischen „Theaterreformer" in erster Linie richteten. Sie siegten wohl überall, auch in der venezianischen Heimat der barocken Theaterkultur – trotz Gozzis glänzenden Rückzugsgefechten –, aber nicht in Wien. Die Wiener hatten sich durch fast hundert Jahre am Glanz der barocken Oper und der barocken Kaiserspiele der Jesuiten erfreut; ihnen war es natürlich, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, das irdische Leben durch metaphysische Instanzen bestimmt zu sehen.

Auch ein Rationalist wie Emanuel Schikaneder, der aber freilich auch ein genialer Theatermann von Geblüt war, sah keine bessere Möglichkeit, der Idee seiner „Zauberflöte", dem Kampf zwischen Aufklärung und Obskurantismus, Bedeutung und Würde zu geben, als die Erhebung dieser Tendenzen zu metaphysischen Mächten, und dank dem Zauber der Musik Mozarts ist dieses Alt-Wiener Zauberspiel aus barocker Tradition heute noch aller Welt ein selbstverständlicher, unverlierbarer Besitz. Doch das pathetische Zauberspiel ist keineswegs die führende Form des Wiener Zauberspiels geworden und konnte es auch auf einer Bühne, auf der die Komiker den Ton angaben, nicht sein. Die Meister des Wiener Volkstheaters, Schauspieler, Regisseure, Theaterdirektoren, Musiker, gaben mit sicherem Instinkt diesen Instanzen auf der Bühne – schon die Jesuiten hatten das vielfach getan – den Charakter des Menschlich-Irdischen, der ein freies und vor allem unpathetisches theatralisches Spiel ermöglichte, ohne daß dieses Spiel dadurch den Charakter der Sinnhaftigkeit verloren hätte. Diese freie Stellung zur metaphysischen Welt führte zu einer unerhörten Erweiterung der theatralischen Möglichkeiten, von der auch dem heutigen Theaterbesucher die Zauberspiele Raimunds noch eine anschauliche Vorstellung geben. Ein Fachmann wie Grillparzer hat bewundert, wie es Raimund mit diesen Mitteln in „Alpenkönig und Menschenfeind" gelang, einen seelischen Vorgang, der in der Wirklichkeit Jahre braucht und bis auf Raimund nur der epischen Darstellung zugänglich schien, die Auflösung einer falschen Einstellung, auf Minuten zusammenzudrängen und zu einer dramatischen Schlagkraft zu steigern, die der bloßen psychologischen Analyse immer unerreichbar sein wird. Er stellte Raimunds Meisterung des Problems über die Molières und Shakespeares. Wir begreifen, daß urteilsfähige Fremde, die sich unvermutet vor die Welt der vormärzlichen Volkskomödie gestellt sahen, den Vergleich mit dem Elisabethanischen Theater nicht zu hoch gegriffen fanden. Gewiß, einen Shakespeare hat die Wiener Volkskomödie nicht hervorgebracht, obwohl mehr als ein Zuschauer sich durch das Spiel und einzelne Szenen Raimunds und Nestroys bisweilen an Shakespeare gemahnt fühlte.

Aber eines haben sie geleistet, was innerhalb des deutschen Theaters ohne Beispiel ist: das Wiener Volkstheater gibt in Hunderten von Stücken, von denen manche Hunderte von Aufführungen erlebten, farbige Bilder eines reich entwickelten Volkslebens, eine Bildergalerie des Wiener Lebens, welche den Meisterleistungen der zeitgenössischen Genrebildmalerei künstlerisch ebenbürtig, an Reichtum der Gestalten und Motive aber überlegen ist und auch heute noch aus vergessenen und vergilbten Textbüchern für den, der Theatertexte zu lesen versteht, mit unverminderter Lebendigkeit spricht. Das Ende dieser schöpferischen Welt war allerdings gekommen, als die Industrialisierung mit allen ihren Folgeerscheinungen auch in Wien das Volksleben zu einem farblosen Alltag einzuebnen begann. Was die für den internationalen Theaterkommerz bestimmte Operette vom farbigen Glanz des Alt-Wiener Lebens einfängt, hat nicht mehr viel mit dem Wiener Volksleben zu tun, dessen zeitbedingten Entartungserscheinungen Anzengrubers „Viertes Gebot" ein vernichtendes Nachwort gesprochen hat.

Alexander Girardi (1850–1918), der letzte Wiener Volksschauspieler und unvergeßliche Interpret Raimundscher Gestalten Vorl. Historia-Photo

ANN TIZIA LEITICH / Mit der Nadel gemalt

Ann Tizia Leitich, vor dem Krieg Feuilleton-Korrespondentin bekannter deutscher und österreichischer Zeitungen in den Vereinigten Staaten und England, lebt in ihrer Heimatstadt Wien, der sie in ihren schriftstellerischen Arbeiten immer wieder Liebe und Zuneigung bezeugt. Ihre kulturhistorischen Bücher sind Quellenwerke von Rang: „Die Wienerin" (1939); „Wiener Biedermeier" (1940); „Verklungenes Wien" (1942). Ihr Romanschaffen – früher erschienen u. a. „Amor im Wappen" (1940), „Der Liebeskongreß" (1950) – setzte Ann Tizia Leitich mit einer Maria-Theresia-Biographie („Augustissima", 1953) und einer Lebensbeschreibung Kaiser Maximilians I. („Der Kaiser mit dem Granatapfel", 1955) fort.

Vor der Michaelerkirche mit dem schlanken, musikalisch aufsteigenden Turm beugt sich eine elegante Frau aus einem Pariser Auto. „Wo kann man hier Petit-Point kaufen?" fragt sie, ganz selbstverständlich französisch, die Vorübergehenden. Hier, mitten im Herzen von Wien, scheint dies ihr wichtigstes Anliegen; und sie hat ihren Wagen ganz richtig dirigiert. Denn hier, ein paar Schritte zurück, ein paar nach vorwärts, liegen die schönsten Petit-Point-Sachen in den Auslagen. Aber hat sie denn kein Auge für all das andere, nimmt sie nicht zur Kenntnis, daß sie sich hier inmitten eines einzigartigen Palastviertels befindet, in dem der siebzehnjährige Haydn wohnte – als Diener eines weltberühmten Gesangslehrers, um von ihm „Unterricht in den ächten Fundamenten der Tonkunst" zu erhalten? Daß hier Wolfgang Amadeus Mozart spielte; daß in dem hochschultrigen Haus gerade vor der Chromnase des haltenden Jaguar der jungen Dame, die Frau von Martinez in ihrer Nobelwohnung saß, kaffeetrinkend und stickend, als ihr der junge Komponist Christoph Willibald Gluck präsentiert wurde; und daß drüben, hinter den geschmeidig hingleitenden Raubtieren des 20. Jahrhunderts, Leopold des Ersten Wiener Oper stand, die erste, große; hölzern zwar, doch luxuriös für

Der Herr General schoß zurück...

Als Eisenhower noch Oberbefehlshaber der Atlantikarmee war, wurde er wie auch heute häufig von Pressephotographen umlagert. Manchmal zog er dann ein kleines, metallglänzendes Etwas aus der Tasche und photographierte seinerseits die verblüfften Presseleute. Bilder des „schießenden" Generals machten die Runde durch die Presse.

Wie Präsident Eisenhower tragen viele Menschen ihre MINOX-Camera stets in der Tasche. Sie ist nämlich so klein und leicht, daß man sie ständig ohne Belastung und Belästigung mit sich führen kann – wie Füllhalter und Feuerzeug; sie ist sogar fast ebenso einfach zu handhaben. Die 8x11 mm großen Negative lassen sich auf jedes gewünschte Format vergrößern – vom Albumbildchen 7,5 x 10,5 cm bis zu 24 x 30 cm.

Ausführliche Prospekte erhalten Sie kostenlos und unverbindlich im guten Fachgeschäft oder von

MINOX G.m.b.H. · Gießen · Postfach 137/28

Kunstwerke en miniature

Petit-Point ist ein Kind des Luxus aus der Zeit Ludwigs XIV. Im biedermeierlichen Wien wurde es wiedererweckt (unten: ein Wiener Mustertuch aus dieser Zeit, vorgemalt auf quadrillierte Gaze). Während heute anderswo Petit-Point-Stickereien auch als Fabrikware hergestellt werden, entstehen in Wien nach wie vor die qualitätvollsten Arbeiten. Die Motivvorlagen der Maler werden sorgfältig und einfühlsam auf Millimeterpapier übertragen (unten rechts), so daß die Stickerin dann mit Hilfe einer Lupe die Pünktchen genau abzählen und nachsticken kann (rechts). Photos J. Jolles Studios, Museum für angewandte Kunst (2)

die Zeit, darin der Kaiser samt den Wienern mit Helden und Göttern lebte; und Göttinnen. Denn wenn der kleine verhutzelte Leopold eine Oper einstudieren ließ – und das geschah häufig –, war die ganze Stadt mit dabei: Musiker, Schauspieler, Sänger nicht nur, sondern auch Theatral-Ingenieure (Bühnenbildner), Schneider, Sticker, Zimmerleute, Vergolder und so weiter; und zum Schluß durften alle – „in anständigem Gewand" – gratis hören und schauen kommen. All das und noch viel mehr könnte man der Mondänen erzählen und zeigen. Doch vielleicht würde es die Dame langweilen? Hat sie keinen Sinn für das, was die Franzosen ambiance, die Atmosphäre einer Stadt nennen, ihre Melodie? Tun wir ihr nicht Unrecht. Atmosphäre und Melodie, das ist es ja gerade, was sie haben will. Aber mit dem Anschauen ist es bei ihr, dem Kind der Zeit, nicht getan; sie will das Ganze kaufen und mitnehmen; und die Petit-Point-Tasche, farbenzartes Miniaturkunstwerk, repräsentiert ihr all dies Unsagbare des Wienerischen. Jenes Wienerischen, das die Welt gern hat: Luxus, Glück, Lebensfreude, Sentiment – was nicht Sentimentalität sein muß – und Geschmack. Petit-Point, ein mit der Nadel

BORKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEOOG SPIEKEROOG WANGEROOGE

Sonniger Frühsommer. Klimatisch begünstigt – Echte Ruhe und Erholung – Individuelle gastliche Betreuung – und sehr preiswert. „Schöne Nordsee-Ferienziele" bzw. Faltblatt „Sanatorien, priv. Kinder- und Schulheime" gegen Porto vom LVV Ostfriesland, Emden, P 223 Me

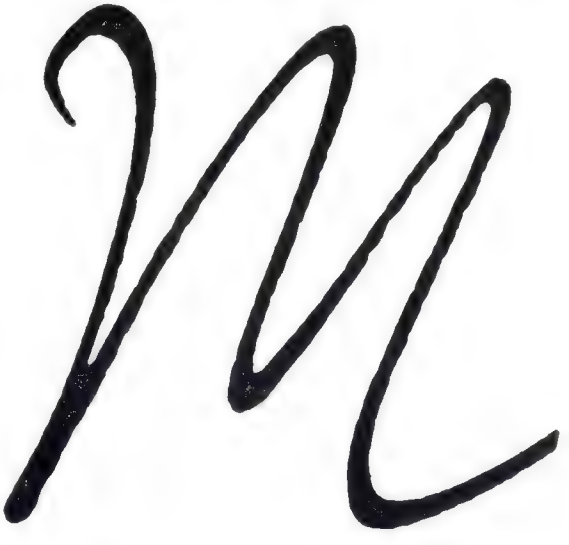
gemalter Strauß-Walzer. Kompliziert? Ja, die Stickerei, deren Stiche so klein sind wie Pünktchen – woher auch der Name – und damit ein Äußerstes an Nuancierung und Schattierung ermöglichen und verlangen, ist auch keine einfache Sache. Man kennt die Anekdote von dem Amerikaner, der, verwundert über den glatten englischen Rasen, die Antwort erhielt: Sie brauchen ihn bloß 800 Jahre lang zu pflegen, dann wird er von selbst so schön. Petit-Point ist nun nicht so alt, doch hinter ihm steht groß die Ältermutter Stickerei, die seit grauer Vorzeit das weibliche Geschlecht viel beschäftigt hat, ihm Spielraum für Geschmack, Farben- und Formensinn bietend.

Das feudale Mittelalter hatte einen großen Verbrauch an Stickereien, und Wien, das verschiedene Epochen des Aufschwungs und daher auch des Luxus durchlief, war schon damals eine Modestadt. Der Dichter des Nibelungenliedes wußte wohl, warum er König Etzel und Rüdiger von Bechelaren sich in Wien neu mit Kleidern ausstatten ließ. „Hier war in reichem vollem Maße alles bereit, was sie zu haben wünschten" – um das Jahr 1200. Denn diese seine Zeit beschreibt der Dichter. Der Aufwand in Stickereien muß in Wien groß gewesen sein und demgemäß auch die Kunstfertigkeit der Frauen, ob sie die Sache nun gewerbsmäßig oder für ihren eigenen Gebrauch betrieben. Das Vorbild der adeligen Kreise stach den wohlhabend gewordenen Bürgern in die Nase, und sie trachteten, die Ritter und Grafen womöglich noch zu übertrumpfen. Wo es nur irgendwie anging, wurde ihr Hausrat mit Stickereien geschmückt, und prunken mußte damit vor allem die Bettwäsche. Tüchtige Stickerinnen brachten es zu Ansehen, und ihre Namen sind als die von Hausbesitzerinnen in die Chronik eingegangen.

Für die Stickerei im besonderen war ein neuer Höhepunkt gekommen, als die Herrscherin Maria Theresia das Beispiel einer fleißigen und kunstvollen Arbeiterin mit der Nadel gab. Als ob sie nichts anderes zu tun hätte, stickte sie Kirchengewänder, Wandbehänge, Sesselbezüge; und inmitten ihrer durchaus unbürokratischen, doch streng geregelten Tagesordnung saß sie oft vor dem Stickrahmen, während sie sich Briefe und Akten vorlesen ließ oder mit ihren Ministern konferierte. Natürlich wetteiferten alle Damen, alle Frauen und Fräulein, wie die adeligen, und Demoiselles, wie die bürgerlichen Jungfrauen genannt wurden, damals als Meisterstickerinnen. Und auch Männer pflegten die Kunst, doch wohl nur gewerbsmäßig. Der Vater des Komponisten Dittersdorf war als kaiserlicher Hofsticker so gut besoldet, daß er seinen zwei Söhnen Hauslehrer halten konnte.

Nachstehende Handschriftprobe stammt von einem Künstler. Die Schriftzüge offenbaren einen feinsinnigen, sensiblen und einfallsreichen Menschen. Außerdem bekundet das vergrößerte Mercedes-„M" einen eigenwilligen und nach geistiger Unabhängigkeit strebenden Charakter.

Lieber Leichter, lieber Mercedes



Der* MERCEDES *Charakter

wird bestimmt durch die Eigenart der Mischung. Nur ganz erlesene Orient-Tabake werden für die „Mercedes" verwendet, darum ist sie so „leicht und hocharomatisch".

Diese Vorzüge machen sie zu einer feinen und leichten

– Charakter-Zigarette –

Lieber Leichter, lieber Mercedes

Alle maria-theresianische Stickerei jedoch wurde hauptsächlich mit Kreuzstich oder Flach- und anderen Stichen ausgeführt, und von Petit-Point war noch kaum die Rede – in Österreich. Als Joseph II. zur Regierung kam, wurde Einfachheit die Tugend par excellence. In Paris fiel der schöne Kopf seiner Schwester Maria Antoinette unter dem Henkersbeil, und in Wien saßen die Fürstinnen in den Theaterlogen und strickten. Strickten ostentativ Strümpfe für die Armen, obwohl es viel wohltätiger gewesen wäre, armen Frauen das Strümpfestricken zu bezahlen. Damit war es mit der Stickerei wieder einmal aus, denn ihre Hingebung verlangende Kunst verträgt sich nicht mit der mechanisch dahinklappernden, gedankenlosen Strickerei. Es war aber, damals, nicht nur in Wien zu Ende mit der Kunst der Nadel, sondern auch dort, wo sie es indessen zur äußersten Veredlung, zum Petit-Point, gebracht hatte: in Frankreich. Hier hatte Ludwig XIV. die Stickerei unter Staatsaufsicht gestellt, die besten Zeichner schufen Vorlagen für Broderien, und die süßen Szenen von Watteau und Boucher wurden mit großer Kunstfertigkeit und erlesenstem Geschmack in Pünktchenstickerei übertragen. Ein neuer Luxusgegenstand war geschaffen worden; man malte mit der Nadel.

Revolution und die Kriege Napoleons fegten dann bald die ganze Petit-Point-Schönheit hinweg. Als man wieder mit Kunst zu sticken begann, geschah es im biedermeierlichen Wien, wo man sich den engen Alltag mit empfindsamen Blütengirlanden, neckischen Anagrammen, romantischen Landschaften und Schäferszenen umstickte und so wie vor Jahrhunderten alle nur möglichen Gebrauchsgegenstände damit ausschmückte; ohne Ehrgeiz nach allzu großer Verfeinerung, doch immer mit dem Geschmack, der dem Wiener Biedermeier im Blute lag. Der Wahlwiener Heinrich Friedrich Müller

Szene von Boucher in Petit-Point auf einer Handtasche
Photo Ilka

brachte das führende Musterbuch heraus, mit weit über dreitausend Vorlagen, die, aufgeteilt auf quadrilliertem Papier, auch die Pünktchenstickerei ermöglichten. Ein Kunsthandwerk jedoch wurde damals noch nicht daraus, denn Petit-Point ist ein preziöses Kind des Luxus, und Biedermeier und Romantik huldigten der Einfachheit. Was sie mit ihrer hingebungsvollen Stickerei jedoch erreichten, war etwas anderes und sehr Wichtiges: sie führten eine Tradition fort, die sich denn auch in der Ödnis des folgenden fatalen Tapeziererstils lebendig erhielt, um im geeigneten Moment wieder aufleben zu können. Der kam nach dem ersten Weltkrieg, als Wien sich für Petit-Point auf die Landkarte setzte.

Inmitten des Erdrutsches bürgerlicher Behaglichkeit erinnerten sich viele ins Nichts hinausgeworfene Frauen ihrer Fertigkeit im Sticken; und da für Erlesenheiten ein Markt vorhanden war, erblühte mitten aus der Armut und dem krassen Materialismus jener

Tage, und aus nostalgischer Rückerinnerung an das Gewesene, das Raffinement und die wirklichkeitsferne Delikatesse des Petit-Point. Dabei lag dem Zufall vielleicht tiefere Bedeutung zugrunde, daß dies gerade in der Stadt geschah, die in ihrer Schatzkammer die kostbarsten alten Stickereien behaust: die Ordensgewänder des Goldenen Vließes aus den Niederlanden und die sarazenisch beeinflußten normannisch-sizilischen Krönungsmäntel der Hohenstaufen. Nicht zu reden von den achthundert herrlichen Gobelins, die der Wirkkunst angehören.

Jene stickenden Wienerinnen konnten freilich allein nicht viel ausrichten. Doch es kamen bald solche dazu, welche die Sache geschäftlich betrieben – vorerst allzu geschäftlich für die armen Stickerinnen – und diese mit Malern zusammenbrachten. Denn kein schönes Petit-Point ohne die erste Arbeitsphase: die künstlerisch einfühlende Übertragung des Motives auf Millimeter-Papier, von dem die Stickerin dann genau ihre Pünktchen abzählen muß, nachdem sich als zweite die Schattiererin eingeschaltet hat, die mit Erfahrung und Phantasie aus Bergen von Farbnuancen – in Wien eingefärbten Baumwollfäden – die passenden heraussucht. Denn hier, in der richtigen zartesten Abschattierung der Valeurs liegt jene Qualität, die von Wien auf dem Weltmarkt immer wieder verlangt wird. Die Konkurrenz, die sich damit nicht abgibt, liefert die Massenproduktion und kann daher viel billiger sein. Chinesisches Petit-Point kostet ab Hamburg, inbegriffen Transport, Zoll, Händler, für die Tasche 13 DM! Ungarn schickt Serien für die Warenhäuser der Welt, während die österreichische Heimarbeiterin dasselbe Stück nicht zweimal in die Hand nehmen will, da sie dies „nicht interessiert". Sie wird per 1000 Stich bezahlt und arbeitet an einer Tasche (rund 200 000 Stiche) oft Monate. Das Wiener Petit-Point kann also, um zu bleiben, was es ist, gar nicht anders, als im kleinen individuellen Rahmen zu verharren; worüber man hierorts nicht erfreut ist. „Die Verwaltung erdrückt uns", klagt der Direktor des größten Unternehmens. Denn der Verwaltung ist ein Großkonzern wie Voest-Eisen lieber; Pünktchenstickerei erscheint ihr in Thema wie Betrieb als Anachronismus. Doch wie könnte sich Petit-Point „modernisieren", ohne sich selbst umzubringen? „Machen Sie mir eine Tasche mit einem Motiv aus dem Rosenkavalier! Im Frühling komme ich sie mir holen...", ordinierte eine Lady aus der diamantenen Armada des Opern-Festival-Publikums im vorigen November. Das eingestickte Wien und dessen Charme aus Erinnerung und Traum – Petit-Point trägt sie als kleiner Gesandter hinaus in die Welt.

Besser leben — im Handumdrehen!

Eine Freudenbotschaft für alle, die in einer kleinen und vielleicht bescheidenen Wohnung leben: Die Elektrizität, richtig angewandt, kann auch solch eine Bleibe in ein kleines Paradies verwandeln, in dem zwar nicht Milch und Honig fließen, dafür aber etwas, was zumindest ebenso lebenswichtig ist: heißes Wasser!

Der Warmwasserhahn, der wortwörtlich „im Handumdrehen" eine der großen Annehmlichkeiten des modernen Lebens eröffnet, ist längst nicht mehr allein ein Vorzug der sogenannten Komfort-Wohnung. Es brauchen keine Heizung, keine große Anlage und kein Hausmeister zur Bedienung mehr dahinterzustehen, — die AEG-Heißwassergeräte ersetzen das alles auf kleinstem Raum und ohne jede Wartung. Die wärmespendende Elektrizität ist dabei dem Wasserhahn fast bis aufs Ventil gerückt, so dicht liegen Heizvorgang und Zapfstelle heute beieinander. Besonders in der kleinen Wohnung ist das ein großer Vorteil. Der AEG-5-Liter-Speicher, preiswert und klein, braucht nur wenig Platz an der Wand, er paßt selbst in eine Kochnische. Ein wenig Installation — und schon sprudelt's heiß aus dem Rohr, als sei man auf eine warme Quelle gestoßen.

Immer heißes Wasser zur Hand — was das bedeutet, kann nur eine Hausfrau ganz ermessen: der so gefürchtete tägliche Geschirrabwasch wird damit zum Kinderspiel, und was das Kinderspiel selbst betrifft — mag es noch so schmutzige Pfötchen dabei geben — der Warmwasserhahn ist für die Mutter ein verläßlicher Helfer — und die Handtücher bleiben länger sauber. Und falls Vater sich noch nicht elektrisch rasiert: Hahn aufgedreht, und schon schäumt die Seife, daß sie wie Schlagsahne ums Kinn steht...

Ja, bei diesem Strahl kann man wohl strahlen! Von morgens bis abends, zu jeder Stunde — für einen Warmwasserhahn gibt's keine Ruhe. Wozu auch? Die AEG-Heißwassergeräte sind ständig dienstbereit, sie erhitzen schnell, sie speichern, und bei einigen kann man sogar die gewünschte Temperatur einstellen. Wo aber eine Badewanne vorhanden ist, wird sie aus den größeren AEG-Heißwassergeräten bald gefüllt.

80 l-Speicher

5 l-Waschtischspeicher

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

7189

MAX MELL

Der weiße Apollo

Hofrat Dr. Max Mell entstammt einer Familie von österreichischen Offizieren und Schulmännern. Er wurde am 10. Nov. 1882 in Marburg a. d. Drau geboren. Für seine Bildungsjahre war Wiens Kultur bestimmend. Dichterischen Anfängen lyrischer und erzählender Art folgte nach dem ersten Krieg ein reiches dramatisches Schaffen: mit der Form, den Ablauf der Bühnenvorgänge in einen einzigen großen Akt zusammenzufassen. Das „Apostelspiel" (1923) ist sehr bekannt, es wird ebenso wie das „Schutzengelspiel" und das „Nachfolge-Christi-Spiel" oft aufgeführt. Unter seinen weiteren dramatischen Arbeiten steht an erster Stelle „Der Nibelunge Not", die den Stoff des Nibelungenliedes vom rein Menschlichen her gestaltet. Neuere Prosa-Arbeiten finden sich in den Bänden „Das Donauweibchen" (1938), „Steirischer Lobgesang" (1939) und „Verheißungen" (1954).

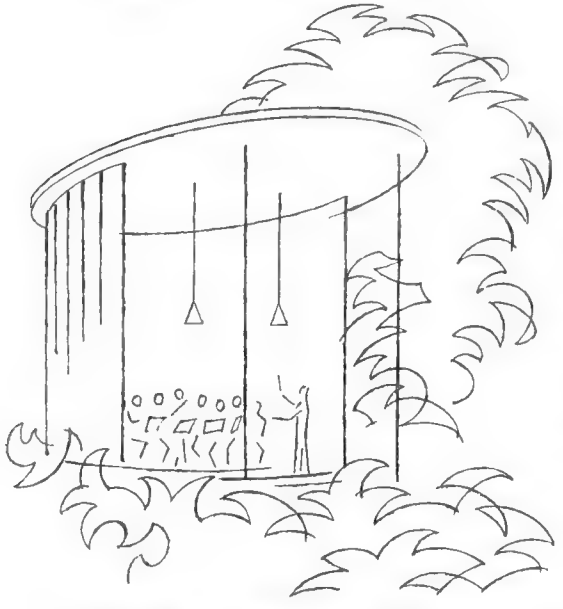
In unserer Schmetterlingssammlung fehlte er; wir hatten ihn nie gesehen. Den schönen Falter, welcher Apollo genannt ist und der jedem, der diese lieben Wunder je mit frischen Augen ansah, im Gedächtnis ist, den kannten wir wohl und hatten ihn in der Steiermark wiederholt gefangen. Das war nicht allzu schwer. Den Schillerfalter oder den Eisvogel zu erjagen, war immer eine aufregende Sache; er dagegen hatte offenbar als vertrauensseliges Alpenkind einen etwas behäbigeren Flug, der nur manchmal zu jenem kühnen Schweben zuckte, in dem sich das Unerreichbare der Ferne abbildete und das allein den adeligen Geschlechtern unter den Faltern eigen war. Man mußte ihn lieben. Die Zeichnung, die auf seine weißen Schwingen aufgetragen ist, ist von ebensolcher Schönheit als Einfachheit: auf den oberen Flügeln stehen ein paar schwarze Flecken, die kleineren reizvoll unter die größeren geordnet, auf den unteren aber je zwei rote, schwarz eingefaßte Kreise, die das Dreinschauen von Alpenblumen haben, und etwas vom schlichten, sparsamen Gesetz der Alpenpflanzen scheint sich in der Anordnung zu wiederholen. Er schien uns der eigentliche Bewohner der Berghänge, und den Apollo zu Gesicht zu bekommen, zählte zu den Ereignissen, in denen sich der Sommer erfüllte.

Aber neben ihm gibt es noch einen anderen Apollo, einen kleineren, den wir nur von der farbigen Tafel des Schmetterlingsbuches her kannten und der uns, wenn nicht schöner, so doch unendlich vornehmer erschien. Vor seinem Bilde sah man ein, daß er des Schmucks der roten Augenkreise gar nicht bedürfe. Darin, daß er auf sie verzichtete, meinten wir seinen Stolz zu fühlen und betrachteten ihn als seinem Vetter entschieden übergeordnet, freilich auch weil er als sehr selten galt. Es war, als ob er von noch höheren Bergstufen käme, wo keine Blumen mehr sind; an manchen Stellen seiner Schwingen war der Belag des weißen Farbenstaubs besonders dünn und somit durchscheinend, so daß er etwas vom Gletscherlicht mitzubringen schien. Das hätte ich damals freilich nicht so auszusprechen gewußt. Aber den Eindruck habe ich damals empfangen, und seine Stärke und seine Dauer wirkten eben darauf hin, daß er nachmals begriffen wurde. So allein rechtfertigten sich doch die jungen, heftigen Triebe, wenn sie ihr Bestes dorthin abgeben, wo es späterhin Wort und Geist werden kann; wie frühzeitig setzt dies ein. Auch da die jungen Sinne erst lediglich nach Besitz und Jagderfolg und erhöhtem Machtgefühl trachten; das sind ja freilich die Dinge, um derentwillen es in der Welt grausam zugeht. Gewiß, es war bei uns verpönt, Schmetterlinge unnötig zu töten; aber um der Sammlung willen galt es als erlaubt und nötig:

warum sollte man nicht haben, was die Schule und die Schulkameraden besaßen, und keine Regung mahnte uns, den Lebensfunken in uns selbst dem in einem andern Wesen gleichzusetzen. Es war selbstverständlich, daß man da war, und darin lag auch schon der Grund, daß man sich der Dinge, die erreichbar waren, zur Lust bedienen dürfe.

Für unsern Jagdeifer kamen jedoch nur die Schulferien in Betracht: acht Sommerwochen, die wir regelmäßig in der Steiermark zubrachten. Das war der andere Tag, der dort anbrach; für ihn waren die Schmetterlingsnetze, die Spannbrettlein und die Sammelkästen da. In Wien wohnten wir im Häusermeer, und wenn auch dort, über die Dächer herfliegend in Gärten und grünen Anlagen ab und zu ein Falter taumelte, so folgte ihm der Blick ungereizt und wunschlos; hier galt er nicht eigentlich, und die Lust daran gehörte anderswohin, zu den sonnigen Lichtungen, den Bergstraßen und Bachläufen. Und die Ausflüge, die uns allenfalls in die Umgebung der Stadt führten, schienen uns nicht viel Jagdbeute zu versprechen.

Da ergab es sich, daß ich unvermutet öfters an den Rand der Stadt und in die Nähe des großen Waldgebietes des Wiener Tiergartens kam. In Erfüllung eines wohltätigen Berufes hatte mein Vater wiederholt einen Vorort Wiens aufzusuchen, den am weitesten nach Westen gelegenen, und er nahm mich auf den Fahrten dahin mit. Dort geht die alte Straße ins Land hinaus, nach Linz, und dem Laufe des Wien-Flüßchens folgend, führt die Strecke der Eisenbahn in die weite Welt und bringt sie heran. Während mein Vater beschäftigt war, hatte ich Zeit umherzustreifen, und es lockte mich immer an das Ufer des Flusses. Die Wien war damals noch nicht in einen Kanal verwandelt; ihr Lauf teilte sich in seichte Arme, die von übergrünten Halbinseln und Inseln leicht überschritten werden konnten. Man ersparte sich gern den Weg über die Brücke, denn es gab da Blumen und blühende Büsche, und mein



Das Letzte aus sich herausholen? Warum nicht; jeder möchte gern vorankommen. Aber einmal im Jahr brauchen Sie gründlich Ruhe. Nur eine Generalüberholung schenkt Ihnen frische Kräfte für den Lebenskampf. Fragen Sie Ihren Arzt, wie Sie Ihrer Gesundheit durch einen Aufenthalt im Mineralbad, Seebad, Kneipp- oder heilklimatischen Kurort am besten dienen.

Die deutschen Bäder von den Alpen bis zur See spenden aus den unerschöpflichen Quellen der Natur vor allem Heilung, aber auch erholsame und beglückende Wochen für Leib und Seele.

Die Kur schenkt neue Lebensjahre

GFG

Auskunft durch die Kurverwaltungen der deutschen Bäder und die Reisebüros

Bruder fand da immer etwas für sein Herbarium. Stieg man das Ufer hinan, so war es nicht anders; dort waren damals noch nicht die Allerweltsanlagen, in die so viel Landschaft um Wien untergegangen ist. Zwischen dem Flußbett und den tiefen Hausgärten, die zu der einzigen Häuserzeile dieses Ufers gehörten, lag damals ein Streifen lieblichen Landes, in dessen Grün ich, wunderbar berührt, eindrang. Es war ein prangender früher Junitag; sein Bild schrieb sich mir in die noch schwer zu bewegende Seele, aber es überwand sie, es blieb und zwang mich in jahrelangem Wachstum, es zu sehen. Es war, wie man es an überirdisch klaren Tagen erleben kann, als ob die selige Bewegung der grünen Blätter von einer Bezauberung herrühre, in der sie sich in einer Eintracht von Sonnenlicht und Schatten wiegten, wie von einem inneren Lachen erregt. Die Vogelrufe aus hundert Verstecken schienen daran teilzuhaben, den innersten Grund davon aber weiß niemand, und er ist auch unsagbar. Ich war im Zauberwalde Merlins: ich liebte damals Uhlands Ballade von Merlin sehr; daß ich aber nun in sein Bereich eingegangen war, dafür hätte mir jemand die Augen öffnen und mir sagen müssen, daß es keine Kluft gebe zwischen dem Gedichteten und dem Erlebbaren. Denn es wird uns im Leben gewiß geschenkt, in den Reichen und Bannkreisen, die uns nur je Dichter gezeigt haben, einmal leibhaft zu verweilen; wir haben bloß die Fassung nicht, es zu rechter Zeit zu begreifen, und solche Reiche wollen auf immer verloren sein. In solchen Gärten fliegen die Märchenfalter. Ja, da begab es sich. Ich sah ihn auf einmal in meiner Nähe; ich konnte ihn recht ins Auge fassen; er flog vorüber, und kaum, daß ich mich nach ihm umdrehte, ließ er sich nieder. Es war der weiße Apollo. Meine vorsichtige Annäherung scheuchte ihn nicht auf, meine zugreifende Hand merkte er nicht, ich hatte ihn, schon war er erlegt, eine kostbare Beute war geborgen. Ich vermochte es erst kaum zu glauben, und der Gedanke an den Ruhm, ein solch seltenes Wesen mit freier Hand gefangen zu haben, berauschte mich. Ich überlegte, wie ich den Schmetterling nun am besten nach Hause brächte. Ich legte ihn in meinen Hut und beschloß, damit er mir nicht durch eine Bewegung oder einen Stoß herausfallen könne, ihn mit ein paar größeren grünen Blättern zuzudecken.

Ich war völlig entrückt in mein Tun, da sah ich mich unvermittelt gestört und auch sogleich bedroht. Wer hätte sich in seinem gehobenen Gefühl dessen versehen! Vor mir standen, wie aus dem Boden gestampft, zwei Burschen, Vorstadtkinder meines Alters und nicht größer als ich, aber von der Ausübung ihrer Robustheit unverkennbar gezeich-

net. Sie sahen mich mit herausforderndem Ausdruck an, rückten mir angriffsbereit an den Leib; ihre Jacken berührten mich, und der eine sagte drohend: „Du bist einer aus der Leopoldstadt!“ Der andere lachte. Ich fühlte, daß ein Erschrecken mich aus der eben gewonnenen Freude herauswerfen wollte; aber sie war auch alles, was ich in diesem Augenblick hatte, und ich wußte nichts, als sie ihnen als Waffe entgegenzuhalten. Ich erwiderte, nein, ich sei aus der Josefstadt, und als ob ich ihr Zudringen überhaupt nicht bemerkte, setzte ich in vertraulichem Ton hinzu: „Denkts euch, was ich da für einen schönen Schmetterling gefangen hab'! Jetzt, den Augenblick, ich hab' gar kein Netz, mit der bloßen Hand. Er ist sehr selten...“ Ich lüftete die grünen Blätter. Sie sahen in den Hut, neugierig, so wie sie in den Kochtopf ihrer Mutter blicken mochten, und nicht ohne daß ein kindlicher Ausdruck in ihren Gesichtern erschienen wäre. Da lag er, weiß, mit den feinen Adern, zusammengefaltet, unscheinbar wie sonst ein Totes, und mutete sie nicht an. Sie ließen ab von mir, und wie sie gekommen waren und ohne ein Wort zu sagen, waren sie auch schon verschwunden.

Ich atmete auf und mochte wieder kaum glauben, daß das so vorübergegangen sei; der Schrecken stellte sich erst jetzt ein; ich hätte, war es auf eine Rauferei abgesehen, gegen die beiden nicht aufkommen können... Von dem Glanz des Gartens weiß ich von da an nichts mehr. Ich ging über die Wien und an der umfänglichen Baustelle der Stadtbahn entlang in das Haus zurück, wo ich meinen Vater wußte. Er besah das Beutestück nicht ohne Verwunderung darüber, daß der Alpenfalter in unseren Landstrich gekommen sei. Ich brachte ihn heil nach Hause. Mein Bruder sagte, als ich ihm strahlend berichtete: „Das wird ein Baumweißling sein.“ Ich hatte nicht lange Ursache, gekränkt zu sein. Der weiße Apollo wurde gespannt und kam dann in die Sammlung. Dort stak an erster Stelle der mit dem roten Ringlein. Der weiße reihte sich ihm an, denn die Ordnung war nach dem Schmetterlingsbuch, das mit den Apollofaltern begann. Dort blieb er, bis in späterer Zeit die Sammlung verstaubte, verfiel und zerbröckelte. Es war zwei Jahrzehnte nachher, da fand ich in einem der heimischen Naturkunde gewidmeten Blatt die Aufforderung, es möge mitgeteilt werden, ob jemand nach einem bestimmten Jahre – es war das meines Jagdglücks – in jener selben Gegend noch dem weißen Apollofalter begegnet wäre. So war also bekannt, daß er dort flog. Aber man setzte bereits Zweifel darein, ob er noch vorkam. War ich es, der einen der letzten noch gefangen hatte?

EDLE
ORIENT-TABAKE

Spitzenqualitäten aus bevorzugten Höhenlagen Mazedoniens und Thraziens, rein und fein, wie die Natur sie reifen ließ, bilden die Mischung der wohlbekömmlichen F 58-Zigarette. Der wirksam schonende Selektiv-Filter macht den Rauchgenuß vollkommen.

Raucher urteilen:

Ich möchte Ihnen heute mitteilen, daß ich seit drei Jahren nur noch Ihre Orient-Filtermarke F 58 rauche. Die gute Tabakmischung und das Filtermundstück machen sie zu einem wirklichen Genuß. Mein Vater ist von der F 58 ebenfalls begeistert.

D. Glasmachers, M.-Gladbach, Viersener Str. 20 b

DIE ORIENT-Filter-ZIGARETTE

gibt Zeugnis von des lieben Gottes zärtlichstem Schöpferaugenblick. In begnadeter Umgebung ist die Stadt ein lebendiges Bilderbuch großer und glücklicher deutscher Vergangenheit. In jener glücklichen Zeit hat sich die hohe Kultur entwickelt, die Lindau seinen Gästen für den Gaumen - in Küche und Keller, und für den Geist - in gepflegter Geselligkeit bietet.

LINDAU

DIE FERIENINSEL IM BODENSEE

Prospekte »Lindau und der liebe Augustin« durch Verkehrsamt Lindau Bodensee

HOTEL BAD SCHACHEN
im eigenen Park am See
200 Betten · Pension ab 19.— DM

HOTEL
BAYERISCHER HOF
wiedereröffnet am 28. April

HOTEL REUTEMANN
an der Seepromenade
— ganzjährig geöffnet —

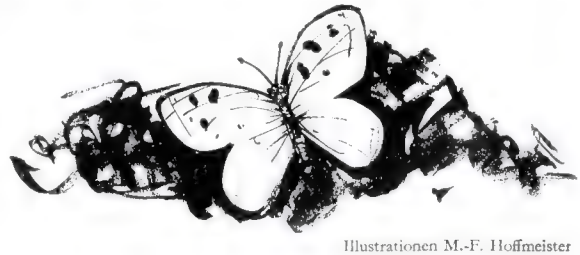
Ihre Kamera

ALLEIN TUT'S NICHT!

Mit einer Photo-Zeitschrift mit den richtigen »Tips«, Anregungen und Abbildungen machen Sie schönere Photos. Wünschen Sie vom kleinen munteren KLICK (–,40 DM) oder vom herrlichen PHOTO-MAGAZIN (2,— DM) ein kostenloses Probeheft? Sie erhalten es im Fachhandel oder vom Photo-Spezialverlag

HEERING-VERLAG (13b) SEEBRUCK 6

Nun hat es sich nachher so begeben, daß ich dieser Gegend dauernd zugehören sollte. Eines der kleinen Häuser, die mit ihren Gärten an jene Au stießen, ist, viele Jahre nachher, mein und der Meinen Wohnsitz geworden, und ein Türchen in den Holzplanken des Gartens führt mich in die Anlagen, wo ich den weißen Apollo gefangen. Der verzauberte Garten freilich war nicht mehr zu erkennen. Seit man den Lauf des Flüßchens geregelt hatte, war er verändert worden. Es standen noch einige Ulmen und eine sehr alte riesige Silberpappel. Man fällte auch diese; die Schnittfläche zeigte, daß sie vollkommen gesund war. Aber man baute eine Straße für den neuen Verkehr. So ist der Platz vor unserer Gartentüre schmal geworden; doch muß es nahe vor ihr gewesen sein, daß mir der weiße Apollo entgegenflog. Und nun begab es sich weiter, daß ich in diesem Hause das meiste von dem geschrieben habe, was nachher einige Geltung erlangte und manchen Menschen lieb wurde. Mit den Jahren sucht man, was sich einem von den zerstreuten Dingen im eigenen Leben zusammenschließt. So haben meine Gedanken eine Verbindung gesponnen zwischen dem Ruf zur Kunst, der an mich ergangen war, und der Fügung, daß mir in früher Zeit an jenem Orte gerade ein Geistchen zuflog, das man mit dem Namen des Gottes der Schönheit und der Dichtung nennt. Ich gestehe, daß mir diese Vorstellung Vergnügen macht, und sie wäre auch anmutend, wenn nicht – ja, wenn nicht das eine in ihr wäre, was mich drückt: Ich habe diesen Boten getötet! An dem unbeschreiblichen Tage, an dem er auszog, nicht anders als ich, um seine Lust zu haben. Und er half mir noch im Tode von den zwei kleinen Dämonen. Ach, warum ist so leicht um die Gründe, aus denen Künstlerschaft steigt, ein Schuldigwerden am Lebendigen? Und auch die Dämonen fliegen dort wohl an. – Ich gebe in unserem Garten sehr acht darauf, ob ich nicht doch wieder einmal des schönen Falters ansichtig würde. Ein einziges Mal meinte ich schon, er sei es, doch mit ganzer Gewißheit konnte ich den flüchtigen Gast nicht erkennen. Könnte ich das einmal, wäre es mir eine große Freude: ich nähme es als Zeichen dafür, daß ich entsühnt sei. Denn wir sollen daran glauben, daß eine große Aufmerksamkeit uns sieht und uns ihre Boten schickt, viele, viele.



Illustrationen M.-F. Hoffmeister

KARL BEDNARIK

Kunst zwischen den Ismen

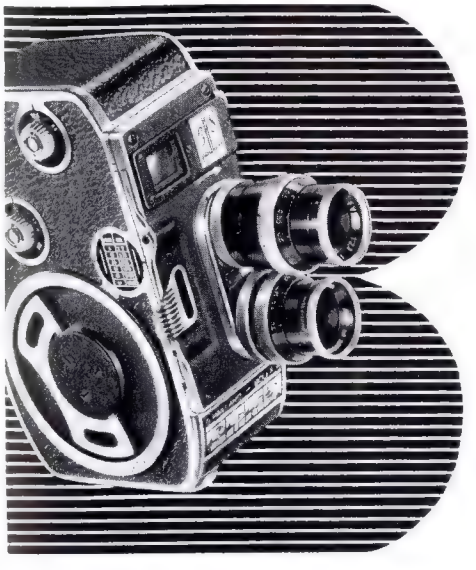
Karl Bednarik, geboren 1915 in Wien, trat 1946 als Maler an die Öffentlichkeit; Werke von ihm sind im Besitz der Albertina, der Städtischen und der Österreichischen Galerie. 1951 erschien sein erster Roman „Zwischenfall in Wien", dem 1953 „Der Tugendfall" und 1954 „Omega Fleischwolf" folgten. Daneben entstand ein vielbeachteter Essay „Der junge Arbeiter von heute – ein neuer Typ" (1953), mit dem Karl Bednarik einen wertvollen Beitrag leistet, um die verhärteten, von Ideologien und Vorurteilen geprägten Begriffe zu lösen, und auf das erstrebenswerte Ziel der Humanitas verweist; eine weitere kultursoziologische Studie „So leben wir alle Tage" soll im Herbst 1956 erscheinen.

Es ist für einen Wiener nicht leicht, über Wiener Malerei zu schreiben. Die Welt kennt keine Wiener Malerei. In einem vor kurzem in Deutschland erschienenen Lexikon der modernen Kunst werden nur zwei Wiener genannt: Gustav Klimt und Oskar Kokoschka.

Nun hat ja Wien keine eigentliche Malerschule von europäischem Ruf hervorgebracht. Die vom Wiener Jugendstil auf die europäische Kunst ausgegangenen Impulse waren hauptsächlich architektonische und kunstgewerbliche. Mag auch Klimt europäischen Ruhm erreicht haben, eine kontinuierliche Fortentwicklung seiner blendenden linearornamentalen Dekorationskunst hat es in Wien nicht gegeben. Der radikale Abbruch der überfeinerten Lebensform des „Fin de siècle" durch die politischen und sozialen Umschichtungen und der Einbruch der neuen Tendenzen der Weltmalerei mögen das ebenso verhindert haben wie das allgemeine Desinteresse des Wieners an der Malerei.

Die wienerische Lebensart ist oft mit der pariserischen verglichen worden. In einem Punkt ist Wien gewiß das Gegenteil von Paris: im Verhältnis zur Malerei. In Wien Maler zu sein, ist irgendwie gleichbedeutend dem Musizieren im Taubstummenhaus. Das klingt hart, aber es wäre sinnlos, es zu leugnen. Wien kennt weder seine eigene Malerei noch jene, welche die Welt seit einem Jahrhundert beschäftigt hat. Wien hat kein Museum der modernen Kunst; keinen einzigen der großen Maler unserer Zeit hat es angezogen. Es gibt, außer den drei Ausstellungs-

Mit BOLEX spielend filmen



Leicht zu bedienen und zuverlässig - das sind die beliebten Haupteigenschaften der BOLEX-Filmkameras. „Spielend" fängt man mit ihnen das Leben ein, so wie es wirklich ist: bunt und bewegt.
BOLEX-Kameras werden von der traditionsreichen Firma PAILLARD, Ste-Croix, im Herzen der Schweizer Uhrenindustrie, gebaut. Eineinhalb Jahrhunderte feinmechanischer Erfahrung stecken in jeder BOLEX-Kamera! Das ist eine beruhigende Garantie für solide Wertbeständigkeit.

Einfaches Filmeinlegen ohne Zahntrommeln

Ruhiger Bildstand durch präzisen Filmtransport

Zeitlupen- und Zeitrafferaufnahmen

Optimale Optik

Blitzschneller Objektivwechsel durch Objektivrevolver

BOLEX PRÄZISION WURDE ZUM WELTBEGRIFF

Ld 6/51

Interessante Prospekte durch Ihren Photo-Kinohändler oder durch die Redaktion des Bolex-Reporter, München 23.

Man trifft sich wieder in der festlichen Stadt.
WIESBADEN AM TAUNUS UND RHEIN
Altbewährtes Heilbad bei Rheuma, Gicht und Katarrhen. Bevorzugte Kongreßstadt.

räumen der Malervereinigungen, nur drei nennenswerte Privatgalerien. Wien hat auch kein Künstlerviertel. In den letzten hundert Jahren ist hier ein einziger Maler zu Wohlstand und großen Ehren gekommen: Hans Makart. Und sogar von seinem Andenken hat sich nicht mehr als die Erinnerung an das „Makartbukett", das ist ein Strauß von trockenem Laub, Schilf und Gräsern, erhalten.

Trotzdem hat Wien komischerweise eine Malerei; es hat einige vortreffliche Maler hervorgebracht, die auch tatsächlich so etwas wie eine Wiener Eigenart aufweisen. Diese spezielle „Wiener Note" ist natürlich in Kürze nicht leicht zu bestimmen, doch wird man sagen dürfen, daß sie bei aller an ihren hervorragendsten Exponenten sichtbaren künstlerischen Radikalität und bei allem Nichtverzicht auf Persönlichkeit und persönlichen Ausdruck in einem gleichzeitigen Festhalten an den tieferen Konventionen und Traditionen der Malerei liegt.

Es mag bei einer Stadt mit so vielen politischen Spannungen sonderbar anmuten, aber: Wien hat nie einen im eigentlichen Sinne revolutionären Maler wie die Franzosen oder die Deutschen gehabt. Auch die großen Wiener Maler waren nicht revolutionär. Kokoschka gestattet dieses Wort nur für seine Anfänge, und selbst damals wurde er schon als „alter Meister, spätgeboren" bezeichnet. Die Arbeiten mancher Maler wurden versehentlich von einem verständnislosen Publikum für revolutionär gehalten, so etwa die berühmten Fakultätenbilder Klimts in der Aula der Wiener Universität oder noch früher gewisse Landschaftsbilder Ferdinand Waldmüllers. Ja, man kann es kaum fassen, daß Waldmüllers Landschaften, die für das heutige Publikum kaum einen Hauch des Impressionismus ahnen lassen, heftigen Widerwillen erregten.

Aber vielleicht läßt sich schon an diesem – von den Modernen oft gelästerten – Maler des behäbigen vormärzlichen Bürgertums etwas von der behaupteten „wienerischen Note" demonstrieren. Er mag einiges von der Schule von Barbizon gewußt haben. Aber er hat eine sehr eigentümliche Lösung für den Frühimpressionismus gefunden: es gibt von ihm Bilder, die, auf einige Schritte Entfernung gesehen, ganz impressionistisch aufgelöst wirken, obgleich sie, in der Nähe betrachtet, sehr genau gemalt sind. Das ist – ein kritischer Kopf wie Robert Musil vermerkt es und scheut sich dabei nicht, Waldmüller mit Monet zu vergleichen! – „in der Tat eine selbständige Lösung des Zeitproblems". Es scheint, daß die Wiener Maler, soweit sie Format haben, immer nur selbständige Lösungen der malerischen Probleme ihrer Zeit gesucht haben, und zwar in einer Weise, die sie Überliefertes nie völlig ausschließen und übergehen ließ.

Es ist hier Adalbert Stifter zu nennen, und das natürlich nicht deshalb, weil er Dichter war. Theoretisch gehört sein durchaus nicht dem Biedermeier verpflichtetes malerisches Werk dem Frühimpressionismus an; sein freilich nicht sehr umfangreiches und auch nur zum Teil erhaltenes Alterswerk enthält symbolische Landschaftsbilder von großer Eigenart, die erst viel später im Sezessionsstil und im Expressionismus erscheinende Tendenzen vorwegnehmen. Er hat für sich Impression, expressive Leidenschaft mit dem Ideal der klassischen Ruhe durchaus zu vereinigen gewußt. Auch hier also ein sehr bewußtes Streben zur Synthese, alles andere als Revolution!

Aber kommen wir zur reinblütigsten, malerischsten Wiener Malerei des 19. Jahrhunderts, zu der von Anton Romako. Er wurde 1832 in Wien geboren, im gleichen Jahre wie Manet. Ebensowenig be-

absichtigter und willentlicher Revolutionär wie dieser, aber ebenso selbständig und selbstbewußt, nur unruhiger und weniger ausgeglichen, die historischen Realitäten der Malerei erneuernd, hätte er von großer befruchtender Wirkung für die österreichische Kunst sein können. Aber er fand keine junge Impressionistengeneration, die ihn verehrte; und sogar der Kreis seiner Gegner und Feinde blieb so eng begrenzt wie der seiner wenigen Freunde und Gönner. Die bösartigste Anekdote über ihn erzählt, daß sein einziger Gönner ein Blinder war. Es hat nie eine echte Auseinandersetzung mit ihm gegeben. Erst im vorigen Jahr ist die erste große und würdige Monographie über ihn erschienen. Ihr Verfasser, Fritz Novotny, stellt überzeugend dar, daß Romako in seinen Landschaften und Porträts den Impressionismus hinter sich läßt und in manchen seiner „Genrebilder" Wirkungen des viel jüngeren Surrealismus vorwegnimmt. Stellt man dazu in Rechnung, daß Romako in seiner „Seeschlacht bei Lissa" eines der originellsten Historienbilder des 19. Jahrhunderts geschaffen hat, dann wird man ihn nicht einfach als Vorläufer des Expressionismus bezeichnen können. Er war ein Maler reinsten Geblüts, der alles in allem für seine Person die damals schon zu Ismen zerfallende Malerei noch einmal zusammenfaßte.

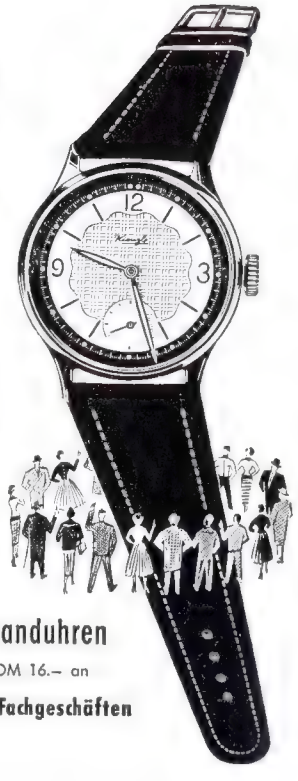
Von Romako führen geheime Linien geistiger Verwandtschaft weiter zu Kokoschka, zu dem jung verstorbenen Richard Gerstl (einem Georg Trakl der Malerei, von dem noch keine Veröffentlichung zeugt; sein Bild „Zwei Schwestern" im Belvedere ist wohl eines der intensivsten Werke der Jahrhundertwende, eines der Bilder, in denen der neue Ausdruck für das menschliche Dasein mit höchster Intensität aufbricht) und zu Egon Schiele. Auch Schiele, um vier Jahre jünger als Kokoschka, ist früh verstorben; 1918 raffte ihn kurz nach seiner Frau eine Grippeepidemie hinweg. Auch von seinem Werk zeugt noch keine großangelegte Veröffentlichung. Es waren ihm nur zehn Jahre für sein Schaffen gegeben; die Behauptung ist nicht abzuweisen, daß er seine Vollendung nicht erreicht habe. Aber man wird sagen dürfen: ähnlich wie van Gogh hat ihn die Synthese von graphischer und malerischer Struktur beschäftigt. Konnte er sich auch von der kunstgewerblich bestimmten Zeitströmung des Sezessionsstils nicht immer frei machen, so ist es doch nicht von ungefähr, wie in seinen Graphiken schon früh die farbigen Elemente, ähnlich wie in Bildern van Goghs, kristallinisch zusammenschießen oder sternenartig auseinanderstrahlen. (Professor Novotny macht übrigens auf ähnliche Bildungen bei Romako aufmerksam.) Er

hat schon 1912 in figuralen Kompositionen wie „Kardinal und Nonne“ und „Bekehrung“ malerische Verdichtungen erreicht, in denen sich Innen und Außen verschränken, in denen denaturierte Natur und geistige Neugestaltung zur homogenen malerischen Einheit werden. Solche Einswerdungen von Form und Raum in der Fläche hat die europäische Malerei im allgemeinen erst lange nach dem Kubismus erreicht.

Wie es keine legalen Nachfolger Romakos gibt, so gibt es auch keine Schieles. Es hat seither eine Menge von braven Malern in Wien gegeben, aber keine starke, bedeutende Schule. So wie überall sind auch hier infolge der erhöhten Mobilität des modernen Lebens die Strömungen der europäischen Malerei eingebrochen, besonders seit Ende des zweiten Weltkrieges. Trotzdem ist die Wiener Malerei noch immer gleichsam außerhalb der Welt – sie hat, als österreichische Malerei, nirgendshin gewirkt, nicht einmal nach Österreich – also vollzieht sie sich auch weiterhin sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Sollte man Namen nennen, dann sei des vor einigen Jahren verstorbenen Oskar Laske gedacht, auch des ebenfalls schon verstorbenen Ernst Wagner; ferner der heutigen Professoren der Wiener Akademie,

Zwanzig Mark

das ist für eine wirklich zuverlässige Uhr, die auch etwas aushält, ein geringer Betrag. Trotz dieser niedrigen Preislage können Sie diesem Uhrwerk Ihr unbedingtes Vertrauen schenken, denn es hat sich in nahezu allen Ländern der Erde millionenfach bewährt. Das Werk ist antimagnetisch und temperaturunempfindlich. Das Gehäuse äußerst robust, dennoch modern, wie jedes KIENZLE-Modell.



Kienzle – Armbanduhren

von DM 16.– an

in allen Fachgeschäften

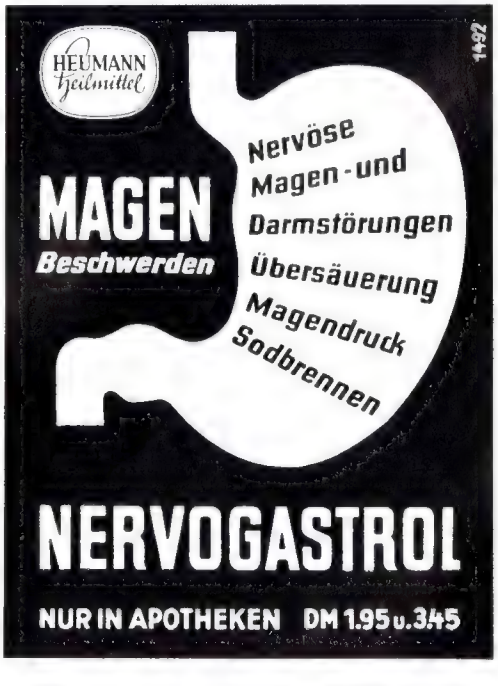
Dieser Ausgabe liegt der Prospekt „Wiesbaden – Kur ohne Langeweile“ bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Den ausführlichen 24seitigen Hauptprospekt „Wiesbaden, Kur – Kultur – Kongresse“ können unsere Leser kostenlos beziehen von den Kurbetrieben der Stadt Wiesbaden, Kurhaus

SINGER

DIE NÄHMASCHINE

Das ist die Nähmaschine, die auch Sie suchen! Lassen Sie sich die neuest. ausführl. Prospekte zusenden v der Singer Nähmaschinen Aktiengesellschaft, Frankfurt/M., Singerhaus 199

VON WELTRUF



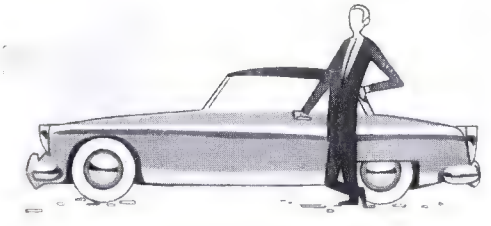
an ihrer Spitze Herbert Böckl und Albert Paris Gütersloh. Beide haben Schüler, ob sie auch Schulen von weittragender Kraft hervorbringen konnten, wird sich erst erweisen. Gütersloh, wie Stifter mehr Schriftsteller als Maler, sagt von seinen eine hohe städtische Kultur bezeugenden Bildern, daß sie „durchaus in der ironischen Absicht, Wichtiges en bagatelle zu behandeln", entstehen. Böckl, der österreichische Fauve, bewahrt in seinen immens malerischen, man möchte auch sagen brutal-malerischen Bildern bei aller oft erzwungen wirkenden Modernität immer eine bäuerlich-naive Religiosität. Auch hier ist immer Erbe da, Versuch, koste es, was es wolle, Tradition mitzunehmen in die erlebte und gelebte neue Welt. Nicht übergangen werden kann in diesem Zusammenhang der Bildhauer Fritz Wotruba, dessen Weltgeltung heute weniger in Frage gestellt erscheint als seine österreichische. Er ist der wahrscheinlich einzige lebende Bildhauer von großem Format, der, allen Tendenzen zur Auflösung zum Trotz, die menschliche Gestalt, und zwar die des einzelnen Menschen, in immer intensiver werdenden Vereinfachungen der Anarchie der modernen Massengesellschaft entgegensetzt.

Nach behördlicher Schätzung gibt es in Wien heute 3000 bildende Künstler. Mindestens hundert davon sind beachtlich. Rund einem Dutzend von ihnen, jüngeren und älteren, kann man Chancen für die Zukunft geben, in der Wirrnis der noch ungeklärten Kämpfe zwischen den Ismen jene wienerische und immer unvollendete Synthese zu vollziehen, von der die Rede war und die weniger auf rationeller Klärung als auf subjektiver Bewältigung der Realität beruht. Ich muß an dieser Stelle Namen nennen, und auf die Gefahr der Auslassung und des Irrtums hin will ich das auch tun. Mir erscheinen schätzenswert die einstweilen fast bloß als Außenseiter geltenden Maler Siegfried Fischer und Friedrich Fischer (Vater und Sohn), der zur Zeit mittels Stipendium in Paris lebende Egon Haugh und der scheue und zurückgezogen lebende Kurt Absolon. Daneben sind Anton Lemden, Walter Eckert und Gerhard Swoboda hervorzuheben und die fast schon als arriviert zu bezeichnenden Claus Pack, Wolfgang Hutter, Kurt Moldovan und die Bildhauer Wander Bertoni, Heinz Leinfellner und Maria Bilger. Die letztere muß man neben Liesl Eisler auch als ungemein starke Keramikerin anführen.

Um diese Künstler bemühen sich mehr oder weniger heute (natürlich neben einigen Dutzend anderen) die verantwortlichen Behörden, voran das Kulturamt der Gemeinde Wien und das Unterrichtsministerium. Man hat sogar manchen der vielen kleinen Utrillos, Dalis, Mondreans, Klees usw. Ateliers

Der Wunsch vieler...

Buntgestaltig wie das Leben sind unsere Wünsche. Der eine möchte nach Italien, der andere einen schönen Wagen.



Aber fast alle, die einen Haushalt haben, wünschen sich einen der schönen BOSCH-Kühlschränke.

Ein BOSCH-Kühlschrank sieht nicht nur gut aus – er ist mit allen technischen Feinheiten ausgestattet. Seine sinnvolle Kühlraumnutzung ist geradezu sprichwörtlich. Die stromsparsame BOSCH-Kühlmaschine macht den BOSCH zum ausgesprochen wirtschaftlichen Kühlschrank.

Der Wunsch nach einem BOSCH-Kühlschrank läßt sich leicht erfüllen. Sie erhalten ihn beim Fachhandel zu günstigen Bedingungen.

Zum eigenen Vorteil - Verlangen Sie **BOSCH**

ROBERT BOSCH GMBH STUTTGART

HH 2956

FÜR MÄNNER VON HEUTE

Köpfe der Zeit

sind Männer, die in unsere Zeit taugen! Wer der Zeit und ihren Anforderungen nicht in jedem Augenblick gewachsen ist, ist zu einem Dasein im Schatten verurteilt!... Männer von heute wissen, daß sie auf ihren Kopf bauen müssen, und greifen regelmäßig zu einem Kräftekonzentrat, das das Gehirn und alle seine Leistungen schärft, zu dem rasch wirksamen und leckeren

EIDRAN

Es enthält - funktionell abgestimmt - Lecithin, Eiweiß (aus Ei, Soja und Milch), Glutamin, die Vitamine A, B und D, Traubenzucker, Mineralsalze und Spurenelemente.

Nimm EIDRAN und Du schaffst es!

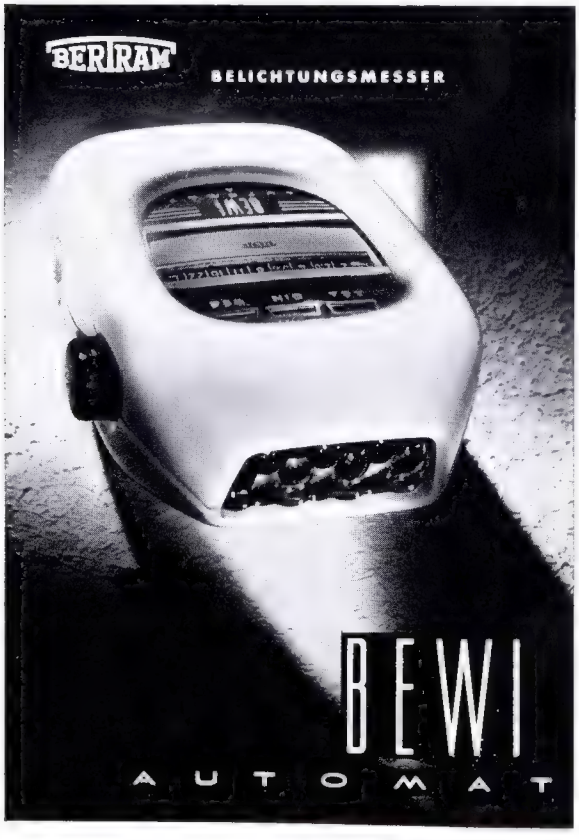
...und für Kinder von heute zur gesunden Zahnentwicklung: KALK-ZAHN-FLUORID! Proben und Prospekte in Fachgeschäften.

BITTE FORDERN SIE SPEZIALPROSPEKT NUMMER 316b AN

TRIUMPH

die „Handschrift"
moderner Menschen

TRIUMPH WERKE NÜRNBERG AG



Wien
ein Bildband mit erläuterndem Text in drei Sprachen.
72 Seiten Text, 120 Seiten mit 162 Bildern auf Kunstdruckpapier, Halbleinen S 150,–

Lebendige Stadt
I-III
Literarischer Almanach 1954, 1955/56. Die Stadt im Spiegel ihres Schrifttums. Das Schrifttum als Zeugnis vom Geist der Stadt.
Jeder Band ca. 320 Seiten, illustriert, Halbleinen S 58,–

Richard K. Donin
Gotik
Die erste ausführliche Monographie über die Gotik in Wien. Band II der „Geschichte der bildenden Kunst in Wien".
256 Seiten, 56 Bildtafeln, Gzl. mit Schutzumschlag S 145,–

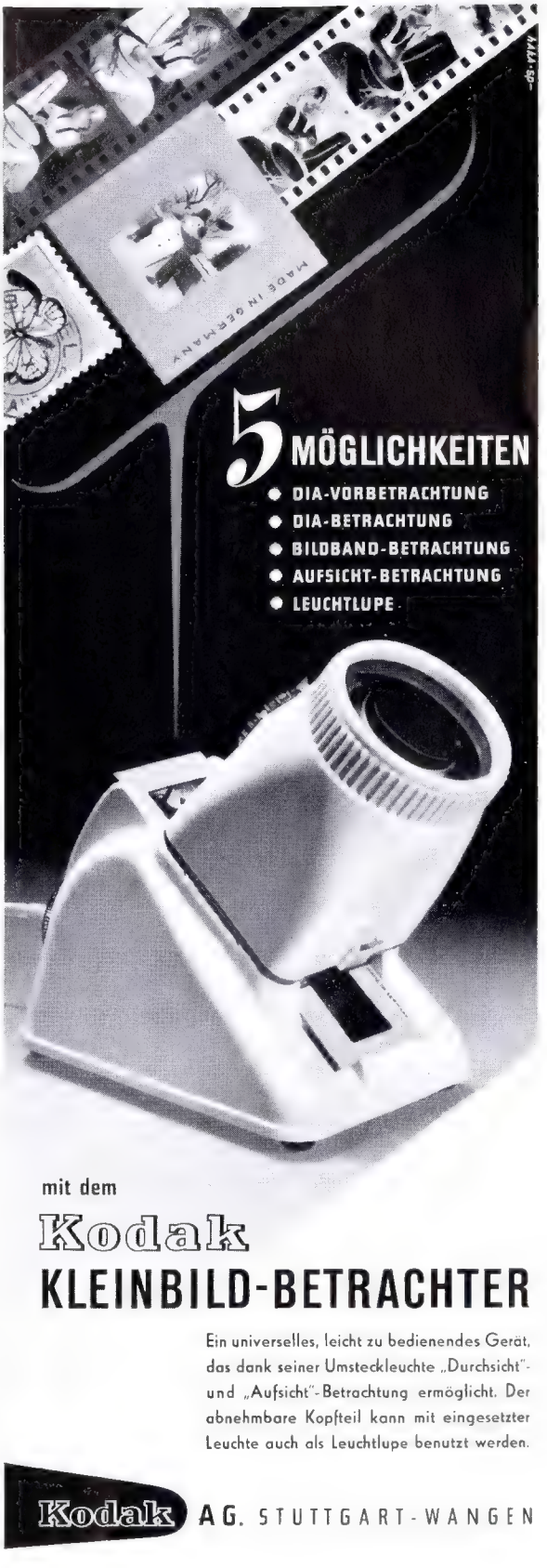
VERLAG FÜR JUGEND UND VOLK, WIEN

gebaut, gibt ihnen Zuschüsse und öffentliche Aufträge, finanziert ihre Ausstellungen und kauft ihnen ihre Bilder ab, für die sich die Öffentlichkeit nur schwer interessieren läßt, obwohl auch dafür durch Lehrausstellungen, Werbung und Aufklärung viel getan wird. Es gibt auch heute einige Kritiker, vor allem aus der jüngeren Generation, die eine Menge zur Erweckung des Interesses tun. Trotzdem haben fast alle diese Künstler, die älteren und jüngeren, die sogenannten arrivierten und die weniger beachteten, schwer zu ringen, sowohl wirtschaftlich wie auch um die Probleme, die ihnen die objektive Entwicklung der Kunst auferlegt hat. Was den meisten von ihnen fehlt, das ist, was in Wien seit je gefehlt hat: die Anteilnahme der Gesellschaft an ihrer Arbeit, die Stellungnahme von Personen, das befruchtende Interesse.

So steht es nicht im Baedeker

Heiratsbureau im Museum

Das „Internationale Heiraths-Vermittlungs-Bureau", das sich im Besitz des Wiener Bürgers Pemmer befindet, ist nicht mehr in Betrieb. Es lieferte früher bei Einwurf von nur sechs Hellern jeder Dame (und jedem Herrn) „ihren zukünftigen Bräutigam (oder die zukünftige Braut) sammt genauer Beschreibung". Das „Bureau" ist ein Automat und hatte einst seinen Platz im Prater. Heute ist es ein Prunkstück der Pratersammlung, die Hans Pemmer vor rund dreißig Jahren gründete. Und das kam so: Pemmer schrieb, nachdem er als Beamter in den Ruhestand getreten war, ein Buch über den Prater (es erschien 1929). Im Zusammenhang mit dieser Arbeit erwarb er nach und nach verschiedene Plakate, Theaterzettel und andere Dokumente, die sich auf die Geschichte des Praters beziehen. Als er im weiteren Verlauf seiner Forschungen auch das älteste Ringelspielpferd, den holzgeschnitzten Maxi des berühmten Bauchredners Scadelli, das Tendlersche Figurentheater, einen Watschenmann, den erwähn-



Unsere Gäste
sollen sich wohlfühlen

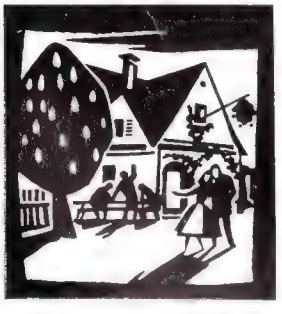
Der Tisch ist gedeckt, als letztes noch die Blumen in die Vase, dann kann das Fest beginnen. Kein Gast spürt nachher, wieviel liebevolles Planen, wieviel emsiges Vorbereiten und wieviel Zeit und Mühe notwendig waren, das Fest zu arrangieren. Allen - die gern Gastlichkeit pflegen oder pflegen möchten, will das FILM UND FRAU-Sonderheft WIR HABEN GÄSTE ein umfassender und zugleich amüsanter Helfer sein.

Aus der Fülle der Themen: Die Etikette – Was trägt „Sie", was trägt „Er" – Vom Ein- und Ausladen, Servieren, Tischdecken, Auftragen – Porzellan, Gläser, Bestecke – Aus der Küche fremder Länder – Kulinarische Anregungen und Spezialrezepte, u. a. Suppen, Fische, Krebs, Hummer, Wild, Geflügel, Salate, Gemüse, Käse und Dessert – Der Weinkeller – Bier, Kaffee, Tee, Cocktailrezepte, die Hausbar – Kuchen und Gebäck – Katerfrühstück – Unerwartete Gäste – Rucksack-Picknick – Gartenparty – Kinderfeste – Tafelmusik und Tanz – Kartenspiele und vieles mehr – „Wir haben Gäste" ist überall im Buch- und Zeitschriftenhandel für 3.80 DM erhältlich.

Film und Frau SONDERHEFT **Wir haben Gäste**

ten Heiratsautomaten und vieles andere mehr erwarb, ging es ihm wie schon manchem anderen privaten Sammler: seine Objekte stießen ihn aus seiner eigenen Wohnung – sie ist heute ein kleines Museum, das die Schätze kaum noch zu fassen vermag. Es steht jedoch bereits fest, daß die Sammlung von der Stadt Wien übernommen und eines Tages im Wurstelprater Aufstellung finden wird.

Der Heurige



Unter „Heurigem" versteht der Wiener eigentlich den vorjährigen, mit anderen Worten den „jungen Wein", der, wenn der süffige „Most" seine perfide Aufgabe erfüllt und der furiose „Sturm" die Herbstsaison stürmisch beschlossen hat, nach dieser „Sturm-und-Drang-Periode" nur eines kurzen Zwischenaktes zur „Klärung" bedarf, um seine Herrschaft anzutreten und – wieder bis zur Zeit der Kelterung der Trauben als junger Wein oder nach der euphemistischen und anachronistischen Abbreviatur der Wiener als „Heuriger" zu regieren. Auch der Besuch des „Heurigen" hat seine Saison, und auch der Heurige bekam mit der Wandlung aller Dinge ein neues Publikum. Die räucherigen, mit Talglichtern kümmerlich erleuchteten Stuben der „Hauer", die gleichfalls nicht aufs komfortabelste eingerichteten Lokalitäten und Gärten jener historischen Firmen, wo seit den Tagen des grauesten Altertums „Heuriger" geschenkt wurde, waren nie Pflegestätten für Bildung und Gesittung, aber sie waren keine privilegierten Refugien der Demimonde, wie es heute so viele Heurigen-Etablissements sans gêne sind.

Die sieben „Hauptbahnhöfe"

Ausländer lächeln oft über unsere „Hauptbahnhöfe". Dafür haben wir mehr Bahnhöfe als Windrichtungen. Sieben Stück. Erbe der Monarchie wie manches andere. Früher konnte man von ihnen aus zwei Tagereisen weit fahren, und draußen war noch immer Österreich. Heute sind sie mit zwei Ausnahmen Stationen für den Nahverkehr. Einmal

ELBEO

Wann wirken Ihre Beine 18jährig?

Wie sorgfältig pflegt man das Gesicht! Man benutzt Tagkosmetika und Nachtkosmetika, cremt, massiert, schminkt und pudert, benutzt Lippenstift, Augenbrauenstift! – Aber bei dem Bein, das genauso im Blickfeld steht, glaubt man, daß einfach ein gewöhnlicher, durchsichtiger Strumpf genügt! Noch viel gibt es zu tun, damit das Bein genauso schön und jung aussieht wie das Gesicht! Ganz neue Möglichkeiten hierfür erschließt Ihnen der neue Elbeo-Prospekt »Blickpunkt: Gesicht + Bein«, den Sie gegen Einsendung anhängenden Gutscheins kostenlos erhalten.

Hörten Sie schon vom Elbeo-Dreiklang? Elbeo-Ultra, ultrafein im Faden, ultrafein in der Masche, ein Luxusstrumpf für festliche Gelegenheiten und höchste Ansprüche an modische Eleganz – 7,90 DM. Elbeo-Diadem, fein in der Masche, mittelfein im Faden, ein zuverlässiger Strumpf für Kostüm und Reise, er vereint Schönheit mit hohem Gebrauchswert – 6,90 DM. Elbeo-Karat, modisch, dünn und durchsichtig, solid verstärkt, ein Strumpf für alle Gelegenheiten – 5,90 DM.

Gutschein

An die Elbeo-Werke, Mannheim, Abt. 11d. Senden Sie mir kostenlos den neuen Elbeo-Prospekt »Blickpunkt: Gesicht + Bein«.

Name

Ort und Straße

(bitte Blockschrift)

Die Welt spricht von sich selbst!

RUTH PARK

DER GOLDENE BUMERANG

Australien –
die älteste und die neueste Welt

344 Seiten mit 15 Kartenskizzen im Text, einer Zeittafel und einem Anhang „Australien von A bis Z" und 76 Fotos auf 64 Tafeln. Gzl., DM 13,80

In der Unmittelbarkeit der Darstellung, der Abschilderung sichtbarer oder unsichtbarer Tatsachen hat dieses Buch etwas Faszinierendes. Der Leser geht selbst auf Entdeckungsreise und stellt fest, daß dieser Kontinent voller Neuigkeiten und Wunder steckt. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

GUSTAV FABER

SAUDADE

Brasilianische Schlenderjahre

328 Seiten mit 53 Zeichnungen des Verfassers im Text und 70 Fotos auf 64 Tafeln. Gzl., DM 12,–

In Bildern, durch Zeichnungen und im zupackenden Griff seiner glänzenden Reportagen schildert er sein Erlebnis Brasilien, jedes Kapitel ein Fund, jede Episode ein Stück aus dem großen Drama einer neuen Welt, die mit ihrer Zukunft eben beginnt. *Bremer Nachrichten*

VITALIS PANTENBURG

HIER FÄNGT DIE WELT NOCH EINMAL AN

Auf den neuen Straßen Kanadas

324 Seiten, mit 10 Karten im Text und 80 Fotos auf 64 Tafeln. Leinen, DM 12,80

Die prachtvollen Bilder bringen einen wirklichen Querschnitt durch das gegenwärtige Kanada, aktuelle Aufnahmen von seinen Menschen und seiner Wirtschaft, von seiner Industrie und Landschaft – der ausführliche Textteil ist in gleicher Weise lebendig und geschickt geschrieben und auf jene Art gemixt, die die Lektüre interessant macht und dem Leser einen umfassenden Überblick gibt.
Der Nordwesten, Winnipeg

Jeder Buchhändler legt Ihnen gern die Bände vor. Verlangen Sie Sonderprospekt.

CARL SCHÜNEMANN VERLAG

WIEN–BURGTHEATER

Von glanzvollen Rollen mit Werner Krauß

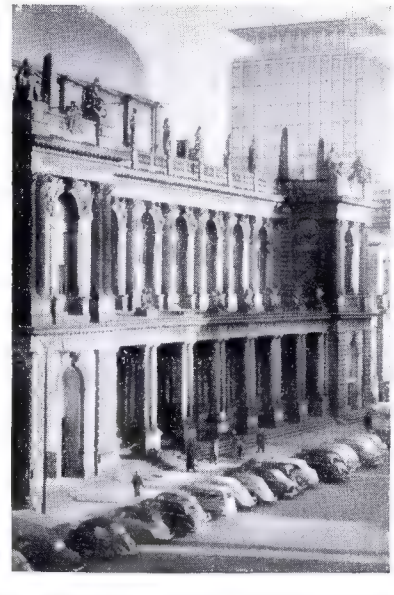
– darunter in Shakespeares „Julius Cäsar", als Kaiser Rudolf II. in Grillparzers „Ein Bruderzwist in Habsburg", in Shakespeares „Kaufmann von Venedig" als Shylock und so fort – berichtet Wolfgang Goetz in Wort und Bild in seiner Biographie des großen Schauspielers

WERNER KRAUSS

Das Buch (216 Seiten und 32 Abbildungen, Leinen DM 12,50) ist in allen Buchhandlungen erhältlich!

... eine liebevoll besorgte Biographie!
Blätter des Burgtheaters, Wien

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG



Tradition und Fortschritt

bestimmen das Gesicht der Mainmetropole. Es spiegelt sich in der Frankfurter Neuen Presse-General-Anzeiger wider, die ihre Verbundenheit mit den Lesern durch die höchste Abonnementsauflage im Rhein-Main-Gebiet eindeutig beweisen kann.

Frankfurter
Neue Presse
General-Anzeiger

FRANKFURT AM MAIN • SCHILLERSTRASSE 19-25

waren sie stolze Vorbilder für den ganzen vorderen Balkan, der ja schon am Praterstern beginnt, unwahrscheinliche Stilsammlungen der Plüschepoche, deren Ästhetik erst befriedigt war, wenn die Gußeisensäule ein korinthisches Kapitell besaß und das Heizhaus eine Einfahrt wie die Alhambra. Niemand kann sagen, wie viele Menschen aus diesen engbrüstigen Hallen in Glück und Unglück abgereist sind, wie viele in ihnen vergeblich gewartet haben, wie viele angekommen sind, hoffnungsfroh, zerstört oder gleichgültig. Darüber gibt es keine Statistik. Nur die gelben und roten Fliesen der Wartesäle haben von alldem kleine Mulden bekommen. – Heute ist der Westbahnhof der modernste und größte Bahnhof unseres Landes. Die Ruinen wurden geschleift, die Steinfiguren vom Dach der Abfahrtshalle, edle Makartgesten in Sandstein, wurden mit großen Hämmern hingerichtet. Auch die Kaiserin Elisabeth aus weißem Marmor erlitt dasselbe Schicksal. Der neue Bau ist eine große, zweckentsprechende Halle aus Glas und Beton.

Dorotheum – nicht VVV

Diesen klangvollen Namen trägt das Versatz-, Verwahrungs- und Versteigerungsamt aus historischen Gründen. In Wien hat alles historische Gründe. Sie gedeihen hier so dicht, daß zwischen ihnen kaum mehr Platz für die Gegenwart bleibt. Aber es ist immerhin schöner, man nennt das Versatzamt Dorotheum als etwa VVV (sprich: Faufaufau), was man heute sicher täte, wenn nicht eben historische Gründe ... Also, das Dorotheum ist die Börse der Armut und hat, da heutigentags in Wien der Reichtum nur mehr dünn gesät ist, sozusagen ein Monopol. Sorgsam beobachten die Wirtschaftsforscher heute die Preisbewegungen auf diesem Trödelmarkt der Alltagsmisere und ziehen aus ihnen ihre Schlüsse. Im Dorotheum versetzen die armen Teufel ihre vorletzte und schließlich ihre letzte Habe. Das ist überall auf der Welt das gleiche – nur liegt in Wien die Grenze der Armut schon ziemlich hoch: sie liegt etwa auf dem Niveau der Mittelschullehrer und Hochschuldozenten. Früher schickten die „besseren" Leute Dienstmänner mit ihren Schätzen ins Versatzamt, wenn sie sich anders nicht mehr Geld beschaffen konnten; heute ist in Wien Armut ein

Eine gute Empfehlung: Mach mal Pause und trink Coca-Cola

Jeder braucht das heutzutage: Öfter mal im Tageslauf ganz kurz abschalten, eine kleine Weile Körper und Geist entspannen, einfach — Pause machen. Und wenn köstlich kühles „Coca-Cola" dabei ist, wird selbst die kleinste Pause zur erfrischenden Pause. Neuer Schwung, bessere Laune stellen sich ein — und vieles wird leichter. Probieren Sie es auch mal aus.

Die Pause mit „Coca-Cola" erfrischt herrlich!

„Coca-Cola" ist das Warenzeichen für das unnachahmliche koffeinhaltige Erfrischungsgetränk der Coca-Cola G.m.b.H.

Reise bequem mit Langenscheidt!

Auch dann, wenn Sie keine fremdsprachlichen Kenntnisse haben, kommen Sie mit Langenscheidts Metoula-Sprachführer und Langenscheidts Universal-Wörterbuch in der Tasche überall gut durch. Sie verstehen und werden verstanden! Im Sprachführer finden Sie die gebräuchlichsten Redewendungen und all' die vielen Fragen, die man auf Reisen immer wieder stellt. Und überall dort, wo es etwas zu lesen gibt - im Zuge, auf der Straße, im Museum -, hilft Ihnen ein Wörterbuch von Langenscheidt und gibt Ihnen ein Gefühl der Sicherheit. Alle Langenscheidt-Sprachwerke bekommen Sie in jeder Buchhandlung. Weitere Auskünfte und Prospekte vom Langenscheidt-Verlag, Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.

Josef Weinheber

SEIN LYRISCHES WERK IN EINZELAUSGABEN IM

Hoffmann und Campe Verlag · Hamburg

ADEL UND UNTERGANG
Gedichte ..... DM 7,50

O MENSCH GIB ACHT
Ein erbauliches Kalenderbuch für Stadt- und Landleut ..... DM 7,50

HIER IST DAS WORT
Gedichte ..... DM 6,80

KAMMERMUSIK
Gedichte ..... DM 4,80

SPÄTE KRONE
Gedichte ..... DM 6,80

WIEN WÖRTLICH
Gedichte ..... DM 6,—

ZWISCHEN GÖTTERN UND DÄMONEN
Vierzig Oden ..... DM 4,80

DOKUMENTE DES HERZENS
Aus dem Gesamtwerk vom Dichter ausgewählte Gedichte ..... DM 7,50

1781

In jeder guten Buchhandlung des In- und Auslandes erhältlich!

Es stand in der WELT

Mit diesen Worten bestätigt man seit Jahr und Tag die Aktualität und Zuverlässigkeit des Nachrichtendienstes der WELT. Darüber hinaus ist die Lektüre der WELT ein tägliches Gespräch mit Menschen, die etwas zu sagen haben. Namen wie

HANS ZEHRER, PAUL SETHE, FERDINAND FRIED

sind in der deutschen und internationalen Presse zu einem festen Begriff geworden. Ihre Leitartikel und Kommentare, ihre Darstellung von Zusammenhängen und Hintergründen geben anspruchsvollen Zeitungslesern eine zuverlässige Orientierung und die sichere Grundlage für eine eigene, den Tatsachen entsprechende Meinung.

Durch Beiträge hervorragender Mitarbeiter und einen unübertroffenen Nachrichtendienst erlangt jede Ausgabe der WELT eine Bedeutung, die weit über den Tag hinausreicht. Menschen mit dem Blick für das Wichtige und Wesentliche schreiben in der WELT und lesen

Probenummern auf Anforderung vom Verlag DIE WELT, Hamburg — Essen — Berlin

DIE WELT
Unabhängige Tageszeitung für Deutschland

ehrenvoller Zustand geworden, und stolz erhobenen Hauptes gehen zu Monatsende Pensionisten ins Dorotheum und begrüßen einander höflich und ungeniert, während sie auf die Liquidierung ihrer Darlehen warten. Die Beamten sind auch sehr zuvorkommend geworden. Früher einmal hatten sie den Ton, den eben ein Beamter mit armen Teufeln hat; heute kann man gar nicht wissen, wer so ein armer Teufel ist ... Man hat hier schon Generäle, ehemalige Erzherzöge, Aristokraten aller Grade, Industrielle und Bankiers gesehen ... Seit 1918 vollzieht sich durch das Dorotheum die Liquidation des alten Reichtumes der Kaiserstadt.

Trafik und Trafikantin

Es gibt wohl in keiner Stadt so viele Zuckerlgeschäfte wie in Wien – und so viele Tabaktrafiken. Aber während in den Zuckerlgeschäften meist junge Frauen mit strahlendem Lächeln den Kunden bedienen, sind es in den Tabaktrafiken nicht mehr ganz junge Frauen, und viele von ihnen sind gar nicht beleidigt, wenn man sie als „ältere" bezeichnet. Und doch kehren in den Tabaktrafiken viel mehr Herren ein als in den Zuckerlgeschäften, sie kehren ein wie in ein Wirtshaus ...
Tabak, Zigaretten, Zigarren! Und Zeitungen! Und Ansichtskarten, Briefpapier und Marken. Eine gesetzte Frau, Verständnis im leicht umschatteten Blick, erwartet dich hinter dem Pult. Oft sind es Frauen von Kriegsinvaliden, die vom Staat – Tabak ist nach wie vor Monopol! – die „Trafik-Lizenz" und damit eine mehr oder weniger auskömmliche Existenz erhalten. Manche Trafiken bringen kaum viel ein, manche wieder, je nach der Lage, gelten für Goldgruben. Die Trafik und die Trafikantin sind jedem Wiener ein Begriff von Jugend an – und sie waren auch als erste wieder da, zugleich mit dem Kaffeehaus, mitten in den Ruinen nach dem Krieg. Jeder Wiener hat „seine" Trafik, und dorthin führt der erste Weg am Morgen. Man „geht um die Zeitung". Man hat natürlich eine ganz bestimmte Zeitung. Wenn man nicht gerade schimpft, „daß eh alles a Lug ist, was drin steht", schwört man auf sie ... Man muß sie gar nicht erst verlangen. Das wäre eine schöne Trafikantin, die dem Herrn vom Fünferhaus nicht schon sein Leibblatt entgegenreichte, wenn er in der Tür erscheint!

Vignetten Wulff Schwerdtfeger

MERIAN

DAS MONATSHEFT
DER STÄDTE UND LANDSCHAFTEN

Die Hefte des letzten Halbjahres:

KÖNIGSBERG

BAYERISCHE ALPEN
zwischen Isar und Inn

KREFELD

SCHWÄBISCHE ALB

LIPPERLAND

WIEN

Es folgen:

KOPENHAGEN

BASEL

HOLSTEINISCHE SCHWEIZ

MAINFRANKEN

FLORENZ

DIE LAHN

Nutzen Sie die Vorteile
des Abonnements!

Abonnentenpreis: DM 2,60 · Einzelpreis: DM 3,20
Die Hefte erscheinen in einer einmaligen Auflage und sind bald nach Erscheinen vergriffen

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG
HAMBURG

B E M E R K U N G E N

Das Titelbild – eine Aufnahme von Hans Kenner, Bad König – zeigt den Park des Schlosses Schönbrunn mit der Gloriette. Die Karte auf der Rückseite zeichnete Rainer Schmidt, Hamburg.

Eine Autorennotiz für Dr. Bruno Thomas finden unsere Leser im Heft „Innsbruck" VIII/8.

Die Gemälde von Friedrich von Amerling und von Ferdinand Waldmüller, die wir auf den Seiten 31 und 40 reproduzierten, sind im Besitz der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, München. Der Wiedergabe der Kaiserkrone auf S. 34 lag eine Vorlage des Angelsachsen Verlages zugrunde.

Anekdoten schrieben Bruno Brehm, Heinrich Riedel, Sigismund von Radecki und Herbert Schöffler. Zwei Anekdoten und vier Abschnitte des Beitrags „So steht es nicht im Baedeker" entnahmen wir dem Buch „Wien von A–Z" (Wiener Verlag), die Erzählung „Der weiße Apollo" von Max Mell seinem Erzählungenband „Gabe und Dank" (Gallus Verlag).

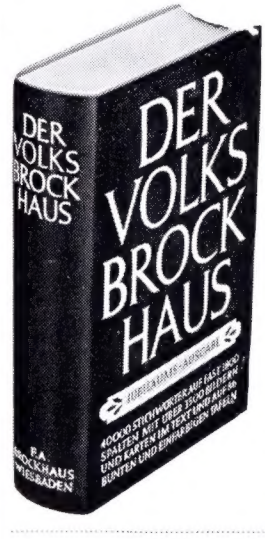
Die Texte für den Sammelbeitrag „Vienna Gloriosa" besorgten Dr. Albert Mitringer und Architekt Hans Kaliba.

Dr. Erwin Neumann, Wien, verfaßte das MERIAN-Brevier auf der 2. und 3. Umschlagseite, das Wolfram Claviez, Hamburg, illustrierte. Heinz Grieme, Hamburg, zeichnete die Autorenporträts auf den Seiten 3, 49 und 51.

Zahlreiche Informationen und Hinweise verdankt die Redaktion Frau Dr. Dorothea Rambousek-Littrow.

MERIAN erscheint monatlich im Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 13. Tel.-Sammelnummer 44 29 44 / Chefredakteur: Dr. Albrecht Bürkle, Stellvertreter: Dr. Will Keller / Anzeigenleiter: Karl-Heinz Hiller / Anschrift der Verlagsleitung und Redaktion: Harvestehuder Weg 41, Anschrift der Anzeigenabteilung: Rothenbaumchaussee 5 / Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6 / Das vorliegende Heft (Mai 1956) ist die 5. Folge des 9. Jahrgangs / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Redaktion ist nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Redaktion nicht / Preis des Einzelheftes 3,20 DM, im Abonnement 2,60 DM zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Im Postabonnement monatlich 2,75 DM einschließlich Zustellgebühr. Bestellungen bei sämtlichen Postanstalten, beim Buch- und Zeitschriftenhandel oder beim Verlag. Führen in Lesezirkeln ist nur mit Genehmigung des Verlages gestattet. Klischeeherstellung: Röder & Langhoff, Graph. Kunstanstalt, Hamburg / Gesamtherstellung: Broschek & Co., Buchdruckerei und Tiefdruckanstalt, Hamburg 36 / Printed in Germany

---



WISSEN=ERFOLG

Lebendiges Wissen – übersichtlich geordnet, umfassend und anschaulich dargestellt – vermittelt Ihnen die neue große Jubiläumsausgabe vom

VOLKSBROCKHAUS

Dieses Lexikon beantwortet alle Fragen, die uns täglich im Beruf, in Schule und Haus, beim Lesen, Rundfunkhören und Rätselraten beschäftigen.
Schicken Sie untenstehenden Bestellabschnitt an uns ein oder schreiben Sie eine Postkarte. Wir liefern prompt, ohne Porto und Verpackung zu berechnen.

Rund 40 000 Stichwörter auf 1800 Spalten, mit über 3500 Bildern, davon 32 einfarbige Tafeln, außerdem 28 Vierfarbtafeln und 21 zum Teil sechsfarbige Karten Format 13,8 × 21,6 cm. Handlicher, dauerhafter Ganzleinenband, DM 18,–. Auf Wunsch bequeme Teilzahlung.

BÜCHERHAUS NORD-SÜD

Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Str. 85, Holstenhof/M
Bitte liefern Sie mir – per Nachnahme –

VOLKSBROCKHAUS

Der Barpreis von DM 18,– wird nach Erhalt – in drei Monatsraten – bezahlt. Der Teilzahlungspreis von DM 19,80 wird in sechs Monatsraten überwiesen. (Nichtgewünschtes bitte streichen!)

Unterschrift _____

Adresse _____

Wiener MERIAN-Brevier

(Fortsetzung von der 2. Umschlagseite)

HOFBURG (I.), der älteste erhaltene Teil ist die Burgkapelle (s. d.) und der Kern des „Schweizerhofes", der zwischen 1547 und 1552 seine heutige Ummantelung erhielt („Schweizertor"); dann folgen die um 1558–1570 erbaute „Stallburg", die „Amalienburg" (seit 1575), der im wesentlichen 1660–1670 entstandene „Leopoldinische" Flügel, die 1723–1726 von Johann Bernhard und Joseph Emanuel Fischer von Erlach erbaute „Hofbibliothek" (jetzt Nationalbibliothek), die 1723–1730 von Hildebrandt und J. E. Fischer von Erlach erbaute „Reichskanzlei", die „Winterreitschule" (Spanische Hofreitschule; 1729–1735), der „Michaelertrakt" (1889–1893) und schließlich die 1881–1913 erbaute „Neue Burg". In der Hofburg haben der Bundespräsident, zahlreiche öffentliche Ämter und verschiedene kunstgeschichtliche Sammlungen und wissenschaftliche Institute ihren Sitz (darunter die „Schatzkammer" mit den Kleinodien des Heiligen Römischen Reiches, die Waffensammlung, die Sammlung alter Musikinstrumente, das Völkerkundemuseum, die Porträtsammlung der Nationalbibliothek u. a.).

Prinz-Eugen-Denkmal auf dem Heldenplatz

AKADEMIE der WISSENSCHAFTEN (ehemals Aula der Alten Universität), (I., Dr.-Ignaz-Seipel-Platz), ein Spätbarock-Bau mit prunkvollem Festsaal.

EHEMALIGES STADTPALAIS DES PRINZEN EUGEN (jetzt Finanzministerium), (I., Himmelpfortgasse 8), erbaut 1695–1698 von J. B. Fischer von Erlach, später von Hildebrandt erweitert; prachtvolles Stiegenhaus und schöne Schauräume.

BELVEDERE (III., Rennweg 6), die bedeutendste barocke Schloßanlage Wiens, 1714–1722 von Hildebrandt als Sommerschloß für den Prinzen Eugen erbaut. Die Anlage besteht aus dem „Unteren" und dem „Oberen Belvedere" und der seitlich gelegenen Orangerie (hier: das Museum mittelalterlicher Kunst; im Unteren Belvedere Barockmuseum und im Oberen Belvedere Galerie des 19. und 20. Jahrhunderts).

PALAIS SCHWARZENBERG (III., Rennweg 2), ein barockes, 1697–1704 von Hildebrandt erbautes und später von den beiden Fischer von Erlach umgestaltetes Gartenpalais.

EHEMALIGES PALAIS TRAUTSON (VII., Museumstr. 7), erbaut von J. B. Fischer von Erlach um 1710–1712; später Sitz der ungarischen Garde.

GARTENPALAIS LIECHTENSTEIN (IX., Fürstengasse 2), erbaut 1691–1705 von Domenico Martinelli.

Das ehemalige Zeughaus am Hof

SCHLOSS SCHÖNBRUNN (XIII.), 1695–1700 als kaiserliche Sommerresidenz von Johann Bernhard Fischer von Erlach erbaut, im 18. Jahrhundert mehrfach umgestaltet. Das Innere enthält eine Flucht erlesener Prunkräume. Hinter dem Schloß steigt der reich mit Gartenskulpturen geschmückte französische Garten in mehreren Terrassen gegen die „Gloriette" (1775) an. Im östlichen Teil: Menagerie und Botanischer Garten.

Brunnen und Denkmäler

DONNERBRUNNEN (I., Neuer Markt), mit Bildwerken von Georg Raphael Donner (1737–1739).

MARIENSÄULE (I., Am Hof), als Nachbildung der Münchener Mariensäule zunächst in Stein errichtet, 1664–1667 durch die gegenwärtige Säule aus Bronze von Balthasar Herold ersetzt.

PESTSÄULE (I., Graben), 1682 bis 1693 nach Entwürfen J. B. Fischers von Erlach und L. Burnacinis von P. Strudel und anderen Bildhauern ausgeführt.

DENKMAL FÜR KAISER JOSEPH II. (I., Josefsplatz), Reiterstandbild aus Bronze von Franz Anton Zauner 1795–1807.

ERZHERZOG-KARL-DENKMAL (I., Heldenplatz), von Anton Fernkorn 1853–1859.

PRINZ-EUGEN-VON-SAVOYEN-DENKMAL (I., Heldenplatz), von Anton Fernkorn 1860–1865.

MARIA-THERESIEN-DENKMAL (I., Maria-Theresien-Platz), 1874 bis 1887 von Kaspar Zumbusch errichtet.

Theater und Museen

BURGTHEATER (I., Dr.-Karl-Lueger-Ring), 1874–1888 als kaiserliches Hoftheater erbaut.

OPER (I., Opernring), das ehemalige Hofoperntheater (1861–1869).

KUNSTHISTORISCHES MUSEUM (I., Burgring 5): Gemäldegalerie, Sammlungen für Plastik und Kunstgewerbe, Antikensammlung, Ägyptische Sammlung, Münzkabinett. (Weitere kunsthistorische Sammlungen siehe unter „Hofburg".)

ALBERTINA (I., Augustinerstr. 1): Graphische Sammlung Albertina, Papyrussammlung und Musiksammlung der Nationalbibliothek.

WEITERE MUSEEN: Naturhistorisches Museum (I., Burgring 7), Gemäldegalerie der Akademie der Bildenden Künste (I., Schillerplatz), Museum für angewandte Kunst (I., Stubenring 5), Museum für Volkskunde (VIII., Laudongasse) u. a.

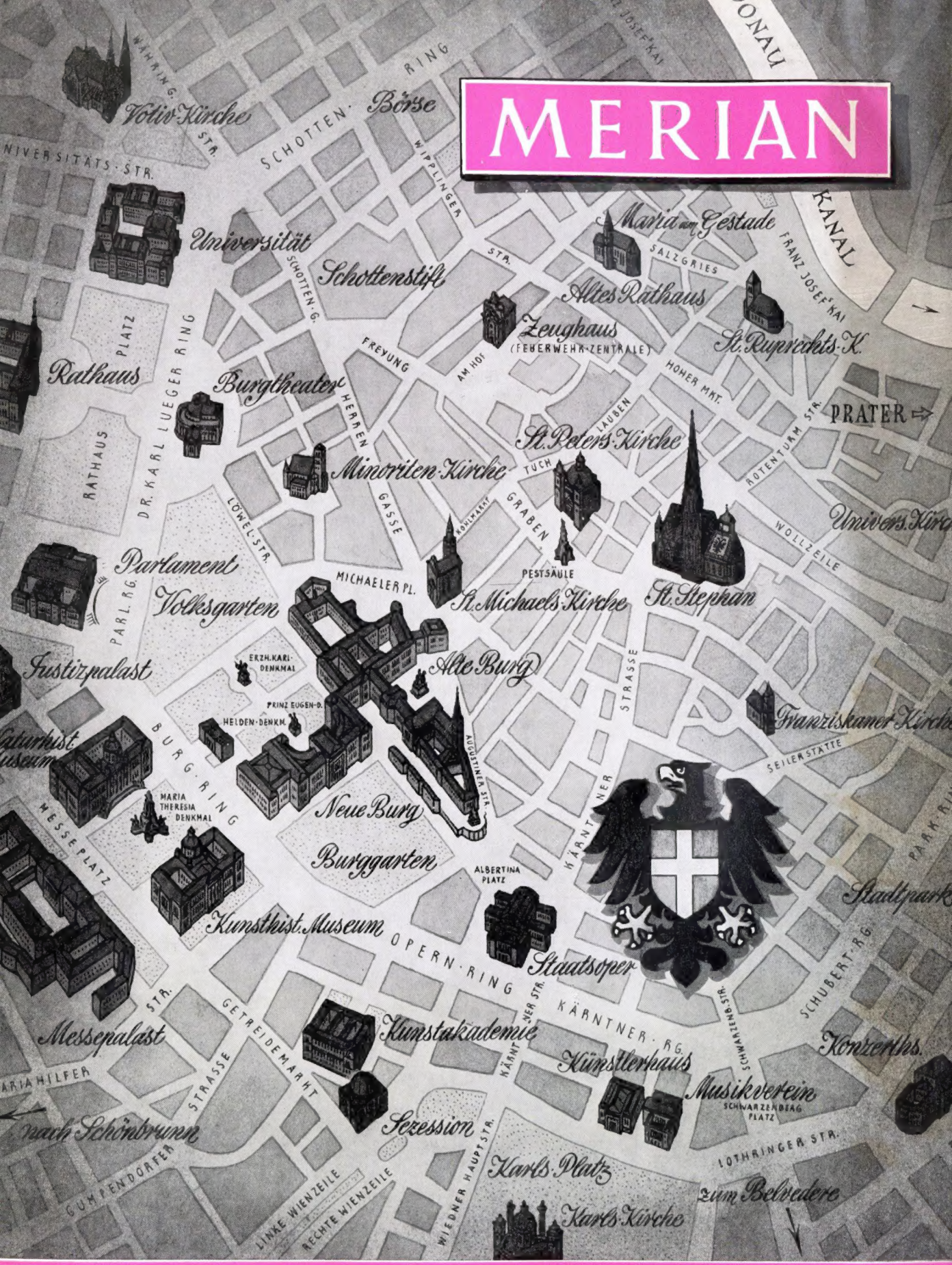
Besonderheiten

PRATER (II.). Von Maximilian II. als Wildgehege eingerichtete Aulandschaft zwischen den Donauarmen, 1766 durch Joseph II. den Wienern als Erholungsort zugänglich gemacht. In seiner nördlichen Hälfte zahlreiche Gast- und Vergnügungsstätten, die den sog. „Wurstelprater" bilden (Riesenrad), im Süden Sportanlagen und Messegelände.

Beethoven-Haus in Grinzing

AUSFLUGSZIELE IN DER UMGEBUNG WIENS: Augustiner Chorherren-Stift KLOSTERNEUBURG (gegründet vor 1108 bzw. 1133) und Zisterzienserstift HEILIGENKREUZ (gegründet 1135/36).

KOBENZL, KAHLENBERG und LEOPOLDSBERG (XIX.), die Hausberge im Norden Wiens, die den schönsten Blick über die Stadt bieten.



WIEN

HEFT 5

IX